

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 2.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 6. Januar 1896.

Vierteljährlich 2½ Mark.

42. Jahrg.

Die Verwaisten.

Die Geschichte einer Familie. Von Antonie Andrea.

Nachdruck verboten.

1.

„Siehe Thilde, hast Du noch mal zwanzig Mark für mich übrig? Sonst lasse ich mich der Straßengarde als Schneeschipper einverleiben. Man hat nun leider das Unglück, bei all der schönen Musik, die man hört und gelegentlich macht, auch essen zu müssen. Ich weiß, es ist schändlich, daß ein gesunder Bursch sich von einem armen Mädchen, das sich brav und mühsam durch die Welt schlägt, unterstützen läßt. Aber wem verdanke ich diese edle Frechheit? Den beiden, die ich am meisten auf der Erde liebe: Dir, Mädchen, mit Deiner Bemutterung und Verwöhnung für einen gewissen Schlingel, und der hehren Frau Musik, die mich nicht aus den Fingern läßt, obgleich ich mich, so oft ich den gegenwärtigen kanibalischen Hunger habe, männlich gegen sie wehre! Bin ich aber erst vom Konservatorium los, dann kann ich mehr Stunden geben und die Stadt nach einem Verleger für meine Lieder abklappern. Auch an diesen hoffe ich eine Kleinigkeit herauszuschlagen. Dir dann Deine armen Ersparnisse zurückzuzahlen, verspreche ich noch nicht, wohl aber, Dir nicht mehr zur Last zu fallen, und — ein Schuft, wer sein Wort nicht hält!

Dein „Musikcheutal“

toujours fidèle, wenn auch nicht sans souci.“

Die Herrschaft hatte eben gespeist. Das junge Hausmädchen deckte den Tisch ab. Als sie mit dem großen Tablett voll Geschirr in die Küche kam, fragte die Köchin neugierig: „War das ein Brief vom Schatz?“

„Nein, Sophie. Ich habe keinen Schatz.“

Wer das glaubte! Die Köchin gehörte zu jener Kategorie von Dienstmädchen, denen ein lediges Frauenzimmer ohne Schatz ein Unding ist. Außerdem stand sie in Erziehung und Bildung ein paar Grade tiefer als Mathilde, die ein richtiges Deutsch sprach und schrieb und ihre bestimmten Begriffe von Anstand und Sittlichkeit hatte. Die Frau Geheimrat, ihre Herrin, pflegte, wenn die Rede auf Dienstboten kam, nicht ohne Stolz zu sagen: „Ich habe in meinem feinen Hausmädchen eine treffliche Stütze, sie ist eine aus guter Familie.“

Gegen Abend bat Mathilde die Dame um Erlaubnis, eine Bejorgung machen zu dürfen. In spätestens einer Stunde wäre sie wieder zurück.

„Sie hatten ja erst gestern ihren Ausgehtag,“ bemerkte die Frau Geheimrat. Sie zahlte hohe Löhne und nützte dafür auch ihre Leute tüchtig aus. „Meinetwegen, gehen Sie,“ fügte sie dann gnädig hinzu. „Aber verspäten Sie sich nicht!“

In der Küche schwagten die Köchin und der Diener über das Hausmädchen. Sie hatten beide einen geheimen Aerger gegen sie. „Was die sich immer groß und wichtig thut mit ihren Briefen und Angelegenheiten!“ sagte die Köchin, die es fühlte, daß sie es nie bis zu einer richtigen Kameradin mit Thilde würde bringen können. „Und dann muß immer ihre Schwester Hermine, die Kindergärtnerin, herhalten, weil die von ihrer Herrschaft ‚Fräulein‘ genannt wird.“

„Necht was!“ stimmte der Diener ihr bei. „Soviel wie'n Kinderfräulein sind wir beide doch, Sophienchen, wenn wir doch nich alltags mit Glacés spazieren gehen.“

Er war ein noch junger, unverheirateter Mann und hatte natürlich das nette, feine Hausmädchen pouffieren wollen; aber diese verbat es sich so energisch, daß ihm ein für allemal die Luft verging. Daher seine Gehässigkeit gegen sie.

Es war ein unfreundlicher Novemberabend. Durch den fallenden Nebel ging Mathilde eilig nach der Post, wo sie zwanzig Mark einzahlte und eine Karte schrieb: „Ist sehr gern geschehn, mein lieber Junge! Warum hast Du Dich nicht früher gemeldet? Wird das nett sein, wenn Du die Lieder erst verlegen kannst! Wie lange dauert's denn noch, und Du bist ein berühmter Mann! Kommst Du am Sonntag ins Konzerthaus? Wir träfen uns dort vielleicht. In treuer Liebe
Dein Mädchen.“

Am Lüchowufer wehte der Wind durch die kahlen Bäume; das Licht der Laternen zu beiden Seiten flackerte in der grauen Dunkelheit — eine lange Reihe kleiner, heller Punkte auf einem großen, schwarzen Felde. Ähnlich so sah Thilde die lange Reihe von Jahren vor sich, die sie trotz ihrer Jugend schon zurückgelegt hatte.

Sie war erst sechsundzwanzig; aber zwölf davon stand sie schon auf eigenen Füßen in dem großen Kampf ums Dasein. Dennoch vergaß sie nie, wie sie damals den Sarg des Vaters umstanden hatten, sechs Waisen; sie, die Älteste, und Lina, das Nesthäkchen, mit den großen Glanzaugen und der eh-puffeligen Miene, noch nicht schulpflichtig. Sie selbst war gerade konfirmiert worden, ein halbes Jahr früher, als ihr



Ball- oder Dinner-toilette mit Sortie.

(Beschreibung Seite 19)

zukam, weil sie dem Vater die Wirtschaft führen mußte, nachdem die Mutter von einer langen Krankheit kurz zuvor durch den Tod erlöst worden war. Die jüngeren Geschwister erinnerten sich ihrer wohl nicht mehr; aber sie hielt sie in treuem Gedenken. Sie hatte sie ja während des trostlosen Siechtums pflegen müssen.

Der Vater, Amtsrichter in einem kleinen pommerischen Städtchen, war nicht darauf gefaßt gewesen, seine Kinder so früh verwaisen zu lassen, sonst hätte er wohl andre Vorkehrungen getroffen. Ein Gehirnschlag streckte ihn nieder, und als er auf dem Totenbette lag, flogen alte Rechnungen, kleine und große, wie Mücken ins Haus. Seit der Krankheit der Mutter hatten sie sich angehäuft, und Krankheit hat gewöhnlich die Not im Gefolge.

Leute — darunter auch Verwandte — fanden sich genug ein, die Waisen zu beklagen und zu beratenslagen, was nun aus ihnen werden sollte. Der Bürgermeister, mit dem der Amtsrichter manche Statpartie gespielt und manch gutes Glas Bier zusammen getrunken hatte, trug Sorge für ein standesgemäßes Begräbniß mit allem, was dazu gehörte — das dreitägige Läuten eingeschlossen. Damit glaubte er seine Pflicht als humaner Mann und Freund des Verstorbenen erfüllt zu haben.

Ach, die entsetzliche Debe in dem Hause, als sie den Vater hinausgetragen hatten! Wie ein Häuflein frierender Kleider drückten die Kleinen sich an sie, die Älteste, und Hans, der dritte im Alter und der einzige Junge, kaute an seinen Nägeln — mit männlicher Fassung, dachte er. Als aber das Erste in Thränen ausbrach, that er gleich mit, und so weinten und trauerten sie — zum letztenmal zusammen!

Die Verwandten brachten sie auseinander, ob sie wollten oder nicht. Ihre Wohnungseinrichtung, von den Polstermöbeln in der guten Stube bis zu dem Geschirr und dem Holzstuhl in der Küche, wurde versteigert, und von dem Erlös wurden das Begräbniß und die Schulden bezahlt. Das Wenige, das übrig blieb, sollte auf die Erziehung der Kinder verwendet werden.

Dann kam die Trennung, der Abschied von der Heimat. Es waren traurige Tage; aber Gott sei Dank, waren sie nun längst überwunden.

Mathilde bekam eine Stelle zur Beaufsichtigung der Kinder bei der Frau Oberamtmann in der Umgegend. Die Leute sagten: „Das Mädel hat Glück. Kommt in ein feines Haus, wo sie sich ihr anständiges Brot verdienen kann.“ In der That, wenn sie zurückdachte, war es ein Glück gewesen, bei allem Glend eine gute Verpflegung, und obenein: die Gräber der Eltern in der Nähe. Freilich, was bei den langen Jahren voll Arbeit und Dienstbarkeit herauskam, das waren ein paar hundert Mark auf der Sparkasse und die Fähigkeit, eine Stelle in Berlin als erstes Hausmädchen und sonstige Stütze der Hausfrau, mit 70 bis 80 Thalern Gehalt, zu bekleiden.

Nun, für sie war's genug. Was sie sich darüber hinaus wünschte, war höchstens für ihre Geschwister.

Flora, die Zweitälteste, kam zu einer verwitweten Base des Verstorbenen, die in einer kleinen Ackerbürgerstadt ihre Pflanzerei betrieb und in dem Geruch eines fabelhaften Geizes stand. Hans, den Musikbegabten, nahm der Rektor für ein geringes in Pension, nachdem ihm eine Freistelle auf dem Gymnasium erwirkt worden war, obgleich er sich in den untern Klassen, von denen er erst drei hinter sich hatte, keineswegs auszeichnete. Margarete wurde von einer mildthätigen Dame, die sich zufällig in der Stadt zum Besuch aufhielt, als man sich über die sechs Waisen des Amtsrichters den Kopf zerbrach, mit nach Amerika genommen. Ein kinderloses Ehepaar, der Bahnmeister am Ort, nahm sich Hermine an, und schließlich das großhändige Nesthäkchen, zu dem sich niemand recht verstehen wollte, weil es noch so klein und scheu war, fand bei der Schwester der verstorbenen Mutter ein Unterkommen — einer „Tante“, die man sonst wenig beachtet hatte, weil sie eine ungebildete, wenn auch wohlhabende Tischlermeisterfrau war. Das war nun schon vierzehn Jahre her, als die verwaisenen Geschwister getrennt wurden.

Gott sei Dank! Jetzt waren sie alle erwachsen, und so weit es möglich war, hielten sie treu zusammen. Nur von der Amerikanerin wußten und hörten sie sehr wenig. Hans wurde von Thilde der „Stolz der Familie“ genannt, obgleich er ihr bis dahin nichts als Sorge gemacht hatte.

„Das ist ja eben meine Freude!“ sagte sie zu ihm, wenn er sich in einer Anwandlung von Zärtlichkeit für ein „Musikschensal“ erklärte, das aus ihrer Tasche in den Tag hineinlebte. Er war nämlich aus Obersekunda desertiert, um auf eigene Hand Musik zu studieren. Ehrbare Leute nannten es bummeln. Das dauerte aber nur so lange, bis Thilde ihm einen Platz an dem Konservatorium verschafft hatte. Auf diese Weise kam er nach Berlin und unter ihre Obhut.

Auch Flora und Hermine waren hier. Flora als Blumenhändlerin in einem großen Konfektionsgeschäft, Hermine als geprüfte Kindergärtnerin im Hause eines gesuchten Rechtsanwalts. So hatten sie manche frohen Stunden zusammen, die immer am schönsten ausfielen, wenn Hans dabei war.

Und Thilde lächelte still vor sich hin, als sie von der Post zurückkam. „Es hätte schlimmer für uns ausfallen können“, dachte sie. „Wir sind alle jung und gesund; da macht es Spaß, sich tapfer durch die Welt zu schlagen.“

* * *

Das war ein Ereignis! Thilde erfuhr es zunächst durch ihre Schwester, die Kindergärtnerin. Hans hatte in einem Konzert von großen Künstlern in der Singakademie mitgewirkt. Eine seiner eigenen Kompositionen hatte er vorgetragen und lebhaften Beifall geerntet. Später schrieb er es ihr. Es waren nur wenige Zeilen; aber sie flossen über von brüderlicher Zärtlichkeit und Künstlerglück. Leider sah sie ihn selten, seitdem er die Musikschule verlassen hatte. Er lebte jetzt in ganz andern Kreisen und hatte für kleine Leute, wie seine Schwestern, wenig Zeit und Interesse. Außerdem stand er im Begriff, sich an einem Kunstunternehmen nach außerhalb zu beteiligen.

Es war im Hochsommer, und Thildens Herrschaft verreift. Auch ihre beiden Schwestern waren fort — Flora auf Besuch bei einer Freundin in Schlesien, und Hermine, die Kindergärtnerin, mit ihren Böglingen an der See.

Berlin kam ihr recht öde vor. Sie sehnte sich nach einem eigenen Heim, wenn auch noch so bescheiden, wo sie, wenn es Not thäte, schließlich alle zu Hause sein könnten.

Ordentlich froh war sie, als Geheimrats mit der gesamten Dienerschaft wieder zurückkamen, denn nun gab es tüchtig zu thun. Die Wohnung wurde teilweise neu eingerichtet, weil Fräulein Thea, die einzige Tochter, diesen Winter der Welt als junge Dame präsentiert werden sollte.

Thea war ein munteres, hübsches Geschöpfchen, noch halb Backfisch; sie unterhielt eine geheime Freundschaft mit Thilde, mit der sie sich unter vier Augen sogar duzte. In der Nähstube war es diesmal, wo Fräulein Thea dem jungen Hausmädchen von der Tiroler Reise vorzwärmt: das Beste von allem wäre aber München gewesen. Dort hätte sie sich prächtig „amüsiert“, und einen sehr interessanten jungen Herrn, einen Künstler, hätte sie dort kennen gelernt: „Einfach himmlisch!“ Und sie wurde rot dabei.

„Der Künstler?“ fragte Thilde gutmütig. „Zawohl, der auch. Er wäre trotz seines italienischen Namens eigentlich ein Berliner. Mama würde ihn zu der nächsten musikalischen Soiree einladen. Sie hoffte, er würde ihr Klavierunterricht erteilen — eine Ehre, um die sie ihre sämtlichen Freundinnen beneiden würden.“

Bald darauf erhielt Thilde einen Brief von ihrem Bruder: „Ich habe in München die Bekanntschaft Deiner Herrschaft gemacht. Frau Geheimrat und Fräulein Tochter interessieren sich sehr für Musik. Wahrscheinlich bekomme ich nächstens eine Einladung. Ich werde selbstverständlich einen Grund finden, sie nicht anzunehmen, um uns beiden, mein Mädchen, eine peinliche Situation zu ersparen: ich kann doch nicht gut als Gast an der Tafel sitzen, wo möglicherweise meine Schwester bedient. Schade! Das kleine blonde Fräulein war reizend. Sie hat sogar musikalisches Talent, und es lohnte sich, ihr Stunden zu geben — nicht wegen des Honorars, das hat jetzt keine Not mehr, sondern — na, unter uns: sie hat mir riesig gefallen. Was sagst Du dazu?“

Thildens Antwort fiel so aus, daß er der Geheimrätin auf ihre Einladung sein Erscheinen zusagen durfte.

Fräulein Thea, schon in voller Toilette, und glühend vor freudiger Erwartung, suchte Thilde auf, die beim Ordnen der Tafel im Speiseaal war.

„Sieh ihn dir gut an“, flüsterte sie ihr heimlich zu. „Nachher sagst du mir, ob er nicht reizend ist. Und Klavier spielt er — einfach zum Anbeten!“

Glücklicherweise fiel dem Diener das Deffnen der Thür zu. Thilde sah den jungen Künstler erst an der Tafel, wo er zwischen der Hausfrau und Fräulein Thea saß. Als sie dann seine liebe Stimme hörte, noch ganz so knabenhaft hell und sorglos wie vor anderthalb Jahren, zitterte sie an allen Gliedern, so stolz war sie auf ihn.

Wie gern hätte sie einen Blick von ihm erhascht. Aber sie wagte nur ganz von weitem ihn anzusehen, um ihm ja nicht seine Unbefangenheit zu rauben.

Einmal, als sie ihm eben eine Schüssel gereicht hatte, flüsterte Thea dem jungen Künstler zu, daß Thilde es noch hörte: „Haben wir nicht ein sehr nettes Hausmädchen?“

„Ja, sehr nett!“ entgegnete er so feurig, daß die Kleine beinahe eifersüchtig geworden wäre. Leider sollte sie nachher auf eine viel härtere Probe gestellt werden.

Nach Mitternacht, als die meisten Gäste schon aufgebrochen waren, verabschiedete sich auch der junge Künstler. Fräulein Thea entwichte einen Augenblick auf den Korridor — in der Hoffnung auf einen letzten Händedruck.

Die Thür zu der Garderobe stand halb offen. Der Diener hatte an der Hausthür zu thun. Thea ging leise an der Garderobe vorbei: sollte er schon fort sein? Plötzlich riß sie ihre hübschen Augen groß auf. Sie sah dort den jungen Künstler in seinem Ueberrock, den Hut in der Hand, und in seinem Arm das Hausmädchen, das sich von ihm küssen ließ! Sie prallte natürlich so weit wie möglich zurück; aber der Künstler sah sie doch noch, als er herausstürzte und bei ihrem Anblick eine Entschuldigung stammelte — allerdings freideweis im Gesicht, wie es einem zukommt, der ein böses Gewissen hat.

Fräulein Theas erste Regung war eine heldenhafte: sie wollte mit keinem Wort verraten, was sie gesehen hatte.

Als aber Mama sie später in dem leeren Saal am Flügel fand, in Schmerz und Thränen gebadet, da ließ ihr das Bänglein mit dem heldenhaften Entschluß durch. Sie sprudelte sich alles vom Herzen herunter, ein lebendes Bild sittlicher Enttäuschung und verräterischer geheimer Liebe.

Natürlich nahm die Frau Geheimrat den nächsten Morgen ihr Hausmädchen ins Verhör. Die arme Thilde stand wie eine Verbrecherin vor ihr. Sollte sie ihren Bruder preisgeben? Dann käme es vielleicht in der ganzen Berliner Gesellschaft herum, und die Thüren der Vornehmen blieben ihm verschlossen, weil sich niemand der Lage aussetzen mochte, ein Geschwisterpaar im Hause zu haben, von dem das eine oben an der Tafel speist, und das andre unten in der Küche. Nein! Sie durfte dem Jungen kein Hindernis sein, wenigstens jetzt nicht, da er im Steigen war. Ganz klein wollte sie sich machen, damit er nur den Fuß zu heben brauchte, um über sie hinwegzuschreiten.

„Nun, was haben Sie zu Ihrer Entschuldigung zu sagen?“ fragte die Geheimrätin scharf.

„Nichts, gnädige Frau.“

„Aber ich besteho auf einer Erklärung!“

„Auch die kann ich Ihnen jetzt nicht geben, gnädige Frau.“

„Glauben Sie mir durch Verstocktheit zu imponieren?“ rief die Dame empört. „Für ein Mädchen, das sich derartig in meinem Hause, unter den Augen meiner Tochter aufgeführt, habe ich nichts als — Verachtung.“

Thilde wurde sahl im Gesicht; aber sie biß die Zähne zusammen, damit ihr kein überreiltes Wort entschlüpft. „Dann — darf ich wohl um meine Entlassung bitten?“

„Das dürfen Sie, und so bald wie möglich gehen,“ entgegnete die Dame, rot vor Zorn. „Das ist ja empörend! Fünf Jahre sind Sie in meinem Hause und haben sich so geschickt verstellen können, daß ich auf Ihre Redlichkeit geschworen hätte.“

„Ich bin nicht unredlich, gnädige Frau!“ sagte Thilde, das Zucken des Weinens um den verschwiegenen Mund.

Sie wurde entlassen. Als sie aber ihr Dienstbuch bekam mit der Bemerkung: „Grund der Entlassung Unredlichkeit,“ da stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Trohdem bezwang sie sich zu guterletzt, um sich von der Geheimrätin und Fräulein Thea zu verabschieden; aber beide Damen lehnten ab, sie vorzulassen. Das schmerzte sie am meisten.

Die Köchin und der Diener triumphierten: „Ja ja, Hochmut kommt vor dem Fall.“

Thilde hörte es. Sie lächelte wehmütig; aber das Haupt trug sie hoch, als sie das Haus verließ: für ihren „Jungen“ hätte sie noch Schlimmeres erduldet.

Flora war nicht wenig überrascht, als sie am Abend aus dem Geschäft nach Hause kam und in ihrem Stübchen bei dem Instrumentenmacher ihre Schwester Thilde mit Sack und Pack vorfand.

„Lieber Himmel, was ist vorgefallen?“

Thilde reichte ihr das Dienstbuch hin. „Entlassen — wegen Unredlichkeit? Du unredlich? Das ist nicht wahr!“ rief Flora so entrüstet, daß Thilde lachen mußte.

Dann erzählte diese, was vorgefallen war, und daß sie in der Zeit, hier allein bei Flora, sich ihre Lage reiflich überlegt hätte. Dies Zeugnis auf der Polizei abstampeln lassen und einen neuen Dienst damit suchen — nein, das ging nicht! Sie wollte mit der Schwester zusammen Wasen nähen und später die Schneiderei und das Fußmachen erlernen. Sie blieben dann dauernd zusammen und etablierten sich über kurz oder lang als Schneiderinnen! Wie schön, wenn sie erst ein eigenes Heim hätten! Das sollte ein Sammelpunkt für ihre ganze arme, zerstreute Familie werden: „Sind das nicht herrliche Ausichten?“

„Ja,“ sagte Flora, und lachend, die Augen voll Thränen, hielten die Schwestern sich umschlungen.

Am nächsten Tag, als Flora im Geschäft und Thilde allein zu Hause geblieben war, klopfte die Frau des Instrumentenmachers bei ihr an: „Fräulein, 'ne junge Dame will Sie sprechen. Soll ich sie reinlassen?“

Thilde, die sich darüber hergemacht hatte, den ganzen arbeitsamen Vorrat an der Wäsche ihrer Schwester auszubessern, sprang auf. In der Thür stand Fräulein Thea — mit dem verzweifelten Versuch, die verräterische Exfreundin ihre Ueberlegenheit selbst noch in diesem Augenblick der Großmut fühlen zu lassen.

„Ich kam nur —“ begann sie stotternd, „um dir — es thut mir fürchterlich leid, was Mama Ihnen in Ihr Dienstbuch geschrieben hat. Unredlich sind — bist du nicht, Thilde. Das glaube ich nicht.“

„Nein,“ sagte diese einfach.

„Der Mensch“ — Fräulein Thea war nahe daran zu weinen — „hat dich sicherlich betrogen, verführt —“

Thilde konnte nicht anders. Sie brach in ein helles Lachen aus: „Liebes Fräulein —“

„Du kannst mich immer wieder Thea und du nennst —“

„Liebe Thea, solche Scheußlichkeiten sind Herrn Bernardi im Traum nicht eingefallen.“

Mehr als diese Versicherung brachte Thildens Lachen das kleine Fräulein aus ihrer tragischen Fassung.

„Aber — er hat dich doch geküßt.“

„Leider —“

„Kanntet ihr euch von früher?“

„Ja, sehr gut.“

„Seid ihr also verlobt?“ fragte Thea immer kleinlauter.

„O nein —“

„Aber ihr liebt euch?“

„Sehr.“

Da empörte Theas Herz sich von neuem: „Dann ist er doch ein Glender! Dich liebt er, und mir machte er nicht übel den Hof. Ich war ihm schon ordentlich gut — sehr, sehr gut geworden.“

Thea ging hier in ein reuiges Schluchzen über, aber Thilde wurde plötzlich ernst.

„Wenn das wahr ist, liebe Thea, dann darf ich dir wohl unser Geheimnis anvertrauen —“

„Ihr seid heimlich verheiratet?“ hauchte die Kleine atemlos vor Schmerz und Neugierde.

„Nein, Thea: Hans Bernardi ist der einzige Bruder von mir, Mathilde Bernhard.“

Fräulein Thea stieß einen Freudenschrei aus und fiel der Freundin um den Hals.

2.

Es war an einem schönen Sonntagnachmittag im Winter. Die Schwestern wollten zusammen ausgehen. Bei Flora, der einzigen von ihnen, die für sich wohnte, trafen sie in solchen Fällen zusammen. Thilde, wie gewöhnlich die pünktlichste, war schon da. In ihrem einfachen, dunklen Winteranzug, von tadellosem Schnitt, sah sie sehr comme il faut aus. Flora hingegen putzte sich gern und liebte vor allen bunten Farben, die ihr zu dem federn Mäuschen und dem Titusköpfchen, das sie noch gerade vor dem Spiegel zurechtputzte, freilich sehr vortheilhaft standen. Da klingelte es.

„Hermine!“ rief Thilde. „Wenn sie läutet, lacht die Glode durchs ganze Haus.“

Sie war es in der That. Thilde führte sie im Triumph herein.

„Au! Du zerdrückst mir meinen neuen Pelztragen, Mädchen.“

Ein reizendes Mädchen, wenig über achtzehn Jahre, mit blondem, modern frisiertem Haar und lachenden braunen Augen, das zarte, rosige Gesichtchen strahlend vor Lebenslust — das war Hermine, der „Lachgeist“, wie Bruder Hans sie benannt hatte.

Sie war äußerst geschmackvoll, mit einem Anstrich von vornehmer Koketterie gekleidet.

„Nee, sieh bloß, wie reizend sie sich immer macht!“ rief Flora, voll Bewunderung.

„Und wieviel Geld sie ausgiebt!“ fügte Thilde lachend hinzu.

„Kannst, daß das Gehalt für die feinen Hüte und Kleider ausreicht.“

„Ach, nur nicht gescholten! Ein bißchen Toilette ist man nun einmal seiner Jugend und seiner Stellung in einem großen Hause schuldig, besonders wenn man ‚Familienanschluß‘ hat!“

Hermine that sich was darauf zu gut, daß sie einer höhern Gesellschaftsklasse angehörte als die andern beiden, die sich stets vor ihr in den Hintergrund stellten. Sie forrigierte daher auch gern Floras Verolinitäten, die diese sich im Umgang mit den Kameradinnen vom Geschäft angewöhnt hatte, und ermahnte Thilde, etwas mehr Sorgfalt auf die Pflege ihrer Hände zu verwenden. „Das Außere ist der Spiegel des innern Menschen“, pflegte sie in einem drolligen Schulmeisterton zu sagen, um ihren Hang zur Verschwendung vor der sparsamen Thilde zu rechtfertigen.

„Na, höre,“ meinte Flora, „dann könnte man dich als Weihnachtspuppe ins Schaufenster stellen!“

Das traf indes nicht zu. Hermine's Lachen hatte nichts gemein mit dem stereotypischen Puppelächeln: es war ein natürliches. Sie war so glücklich in dem Bewußtsein ihres Daseins, daß sie immer Grund zum Lachen fand. Das bloße gute Wetter machte sie vergnügt, und wenn es regnete, freute sie sich auf den Sonnenschein.

Ihre Böglinge hingen an ihr wie an einer älteren Spielgefährtin, und die Eltern der Kleinen hatten sie gleichfalls gern. Wer ins Haus kam, fand das Fräulein „reizend“, besonders die Herren. Sie sagten ihr Artigkeiten, erwießen sich zuvorkommend und gaben ihr bei jeder Gelegenheit zu verstehen, daß sie eine kleine Zauberin sei.

Kein Wunder, daß Hermine ein klein wenig eitel war und ihre persönlichen Vorzüge gern zur Geltung brachte. Die Schwestern wußten oft nicht, wie weit sie ernst zu nehmen sei; ob ihr Uebermut einer harmlosen Lebenslust entspringe oder einem gewissen liebenswürdigen Leichtsinne. Auf jeden Fall vergötterten sie sie, und es stand bei ihnen fest, daß sie sich über kurz oder lang „brillant“ verheiraten würde.

„Ehe ihr's euch versteht!“ lachte Hermine. „Ich habe schon eine nette Auswahl von Herren an der Hand.“ Sie blinzelte dabei so komisch mit ihren hübschen Augen und schnitt ein so allerliebste Gesicht, daß die andern beiden sich vor Lachen schüttelten. — „Was macht denn unser teures Musikschon? —“ fuhr sie nach einer Weile fort. „Paukt noch immer auf dem Konfervatorium Klavier? Ich habe ein Hühnchen mit ihm zu rupfen. Er sollte neulich mit mir auf die Eisbahn gehen, ließ mich aber im Stich. Hat er dich wieder angepumpt, Thilde?“

„Na, wen sonst? Ihr andern habt ja nie etwas übrig. Flora muß ihre paar Groschen für ihre Stube bezahlen, und du mußt sie standes- und jugendgemäß verputzen.“

„Mergere dich nicht, Alte!“ Hermine umschlang die Schwester und tanzte mit ihr ausgelassen die Stube auf und nieder, daß die paar Möbel darin wackelten. Dann warf sie sich atemlos auf das Sofa mit dem verblühten Ripsbezug.

„Da! Sie hat sich wieder so fest geschnürt, daß sie nicht pusten kann,“ rief Flora neckend.

„Wenn ihr mich so weiter utzt, bekommt ihr nichts zu hören,“ entgegnete Hermine. „Für artige Mädchen habe ich eine Ueberraschung.“

„Kennen wir!“ sagte Thilde. „Du bist wieder einmal verliebt und wirst dich nächstens verloben. Du brauchst uns nur noch den Gegenstand deiner Träume zu verraten. Ist es der gefühlvolle, schwarze Doktor oder der schneidige Affektor?“ Hermine seufzte und verdrehte die Augen: „Diesmal geht's mir ans Herz. Ich habe in vierzehn Tagen drei Pfund abgenommen.“

Großes Gelächter.

„Prahle bloß nicht mit deiner Taille!“ rief Flora. „Die würde zuwehends stärker werden, wenn du dich nicht so gräßlich schnürtest.“

Hermine sprang auf. Ein Schatten war momentan über ihr fröhliches Gesicht gehuscht. Er war aber schon fort: „Nein, nun erzähle ich nichts. Kommt hinaus! Die Sonne scheint — zum Verlieben, und der Tiergarten sieht aus wie ein Wald von Zuckerbäumen. Ich bedauere, euch zur Liebe meine Schlittschuhe nicht mitgenommen zu haben; sonst ließe ich euch und euren Neckereien aus dem Wege — auf der Kouffeauiinsel nämlich.“

Zwitschernd wie drei junge Schwalben zogen sie ab. Die Frau des Instrumentenmachers, eine verkümmerte alte Frau, schaute ihnen nach, wie sie unten über den Platz gingen.

„Frühe Mädels, die Bernhards!“ sagte sie zu ihrem Manne. „Und wie sie zusammenhalten! Eine wahre Freude heutzutage!“

Ihr Mann, der verbittert war, seitdem sie ihre drei Kinder verloren hatten, machte ein hämisches Gesicht. „Die Mädchen sind alle gleich,“ brummte er, „wenn sie sich man putzen und amüsieren können! Nachher spielen sie de Lieblichen und de Braven. Die Bernhards bleiben ooch nicht, wie sie sind: verlaß dich drauf!“

Im Tiergarten, wo es von Spaziergängern wimmelte, wurde Hermine zerküßt. Ihre munteren Augen schweiften suchend umher. Mit einemmal wurde sie glühend rot und begann eifrig zu schwagen — lauter Unsinn. Ein Herr in einem eleganten Pelz kam mit zwei Damen, augenscheinlich Mutter und Tochter, von der Kouffeauiinsel. Er schien die drei jungen Mädchen nicht eher zu bemerken, als bis sie dicht vorbeikamen. Dann griff er an seinen Hut und grüßte — halb verbindlich, halb von oben herab. Hermine's Herz pochte so heftig, daß sie fürchtete, Thilde, an ihrem Arm, möchte es hören. „Wer war das?“ fragte Flora neugierig, obgleich die elegante Plüschtoilette der jüngern Dame sie mehr als der Herr interessiert hatte. „Einer von der netten Auswahl?“

Hermine lachte. Es klang eine leichte Verstimmung durch. „Doktor Mitwald,“ antwortete sie. „Ein Freund von unserm Rechtsanwaltschaft — sehr gesuchter Kinderarzt.“

„Und die Damen?“

Hermine wußte es nicht. Sie vermutete seine Mutter und Schwester.

Im stillen beunruhigte sie sich: war das ein Gruß gewesen für jemanden, den man fast täglich sah, mit dem man sich neckte und dessen Augen ihr ein dutzendmal und mehr gesagt hatten: „Sie sind ein Engel — die süßeste Circe von der Welt?“

Und wie oft, wenn ihre Hände sich zufällig berührten, hatte dieser selbe Doktor sie angeschaut, daß sie bis in das Herz hinein erschauerte!

„Nehmen Sie sich vor unserm schönen Doktor in acht, Fräulein!“ pflegte die Frau Rechtsanwaltschaft sie zu necken. „Er ist ein ganz gefährlicher Mensch.“

Freilich war er das; trotzdem — sie wußte selbst nicht was. Nur daß dieser gemessene, fremde Gruß sie gekränkt hatte und daß sie ihn dafür ein paar Tage kaltstellen wollte!

Gleich den nächsten fragte er sie mit der alten Vertraulichkeit: „Wer waren denn die andern beiden hübschen Mädchen, gestern im Tiergarten, Fräulein Hermine?“

„Meine Schwestern,“ entgegnete sie schnippisch, „falls Sie das interessieren sollte.“

Er merkte sofort, daß er sie erzürnt hatte. Das amüsierte ihn. Sie sah zu niedlich aus, wenn sie eine feindliche Stellung gegen ihn nahm und sich bemühte, ihn abblitzen zu lassen.

Im übrigen wußte er Bescheid — besser als sie. Er hatte sogar manchmal gefühlvolle Betrachtungen angestellt: wenn dieses reizende Geschöpfchen... aber es waren zu viele „wenn“, und er kam kaum über das erste hinweg.

Hermine schmollte diesmal länger, als es sonst ihre Art war — weniger wegen seines Grußes im Tiergarten als wegen dessen, was sie von der Frau Rechtsanwaltschaft über ihn hörte. Er sollte dem reichen Fräulein Condujo flott den Hof machen.

„Ach, geh!“ entgegnete darauf der Rechtsanwaltschaft. „Auf die fällt Doktor Mitwald nicht rein: er hat zuviel Schönheitssinn.“

Hermine's sonnige Tage wurden plötzlich getrübt. Das älteste Kind, ihr Liebling, ein Mädchen von sechs Jahren, erkrankte über Nacht. Den nächsten Morgen wurden die andern beiden zur Großmama nach Wannsee gebracht.

Hermine blieb bei der kleinen Gerta zurück. Was sie alle gefürchtet hatten, bestätigte der Arzt, Doktor Mitwald: Diphtherie — derartig vorgeschritten, daß man das Wundermittel, Heilserum, nicht mehr riskieren durfte. Doktor Mitwald schritt zu einer Operation.

Die armen Eltern waren fassungslos; aber über Hermine kam ein neuer Geist — angesichts der großen Not und des kranken Kindes, das aus dem blühendsten Leben plötzlich dem Tode in die Arme geworfen schien. Ein Verständnis für ihre Verantwortlichkeit als Pflegerin und ein Pflichtgefühl beseelten sie, die ihr schwerlich jemand zugetraut hätte. Tag und Nacht waltete sie um die kleine Patientin, stets umsichtig, gewissenhaft und gleichmäßig sanft und freundlich. Mit pedantischer Pünktlichkeit befolgte sie die ärztlichen Anordnungen, und niemals zeigte sie eine Spur von Erschlaffung oder Erschöpfung.

Nach der Operation, als der erste Hoffnungsstrahl die Miene des Arztes erhellte, sagte dieser voll aufrichtiger Bewunderung zu seiner tapfern Assistentin: „Sie sind ja die geborene Krankenpflegerin, Fräulein!“

Dann noch eine fürchterliche Nacht voll Bangen und Wagens. Der Arzt kam zweimal ins Haus. Beide Eltern blieben bis zum Tagesgrauen am Bett des Kindes — endlich schlummerte die kleine Gerta ihrer Genesung entgegen.

Es war am vorgerückten Morgen, aber noch alles still ringsumher. Durch die verhangenen Fenster drängte sich ein Sonnenstrahl leise vor, bis auf Hermine's blondes Köpfchen. Sie saß in einem Polsterstuhl am Bett ihres Bögling's, neben ihr ein Tischchen mit Gläsern, Arzneiflaschen und der Uhr: zehn Minuten noch, dann mußte Gerta wieder einnehmen.

Da that sich geräuschlos die Thür auf, und Doktor Mitwald trat ein, so leise, daß kaum die Pforten sich bewegten.

Hermine schaute ihm entgegen. Sie sah blaß aus, und um ihre lachenden Augen zogen sich die Schatten der durchwachten Nächte.

Er stand vor ihr still und streckte ihr beide Hände hin. „Wie brav haben Sie sich gehalten!“ flüsterte er. „Die Engel hätten nicht besser über unsre kleine Patientin wachen können.“ Mit zärtlichem Druck hielt er ihre Hände fest. Er fühlte sie zittern, und das rührte ihn. „Dafür wollen wir nachher auch Sie pflegen,“ fügte er hinzu.

Sie schaute ihm in die Augen, ganz Vertrauen und Hingebung. Ein Lächeln spielte um ihre Lippen — ein kleines, verliebtes, das ihm das Blut in Wallung brachte: „Bin ich wirklich zu etwas gut?“

Da konnte er sich nicht länger beherrschen. Er bog ihr Köpfchen nach hinten und küßte sie auf den Mund, lange und leidenschaftlich. Ehe noch ein Laut von ihren Lippen kam, war er dann gegangen.

Abend, fassungslos sank Hermine an die Stullehne: das Glück in heißen Wogen schlug über ihr zusammen. Jetzt wußte sie es. Er liebte sie, dieser heimlich ersehnte Mann! Tausend Stimmen jubelten es zugleich in ihre Seele. Warum hätte er sie sonst geküßt? Und so kann man doch nur küssen, wenn man liebt. Jetzt war sie seine Braut. Wie würden die Schwestern sich freuen!

Gertas Eltern kamen in das Krankenzimmer, mit ihnen wieder der Arzt, der ihnen die frohe Versicherung gegeben hatte, daß das Kind gerettet sei. Die Frau Rechtsanwaltschaft, Thränen der Freude in den Augen, schloß Hermine in die Arme. Der Rechtsanwaltschaft schüttelte ihr die Hand.

Sie lächelte glücklich; aber keinen Blick wagte sie auf den Mann zu richten, dessen Küsse noch auf ihren Lippen brannten. „Wird er jetzt sagen, daß er sich mit mir verlobt hat?“ dachte sie. Aber er schwieg; was er nachher hastig hinwarf, das war ein Kompliment für Gertas treue Pflegerin. Dann ging er eilig fort; und als man sie endlich wieder allein ließ, erschien ihr das Geschehene wie ein Traum.

„Mein Gott, er hat mich ja garnicht angesehen,“ ging es ihr in dem Köpfchen herum. „Es ist doch nichts Schlimmes, daß wir uns verlobt haben! O, ich weiß, er will es vorläufig noch geheimhalten.“

Da lachte auch schon wieder die Freude in ihr: wie schön, ein Geheimnis mit ihm zusammen zu haben! Auch die Schwestern sollten nichts wissen, bis er es ihnen sagte. Die würden dann Augen machen, und sie triumphieren! „Ja, meine Teuren, das dafür, daß ihr eure Hermine ewig mit Neckereien gequält habt!“

Beinahe hätte sie bei diesen Vorstellungen laut aufgelaht, aber Gerta regte sich: sie mußte wieder ihres Amtes walten.

Ein paar Wochen blieb sie noch Krankenpflegerin. Es wurde inzwischen Frühling, und eines Tages fuhr sie mit Gerta zu den Großeltern nach Wannsee.

„Jetzt erholen auch Sie sich, liebes Fräulein!“ sagte die Frau Rechtsanwaltschaft zu Hermine. Diese lächelte; aber die Thränen rollten ihr dabei über die blassen Wangen.

„Die Anstrengung ist Ihnen doch auf die Nerven gefallen,“ bemerkte die Dame teilnehmend. „Wollen Sie nicht lieber unsern Arzt konsultieren?“

„Warum nicht gar! Ich bin so gesund wie ein Fisch im Wasser,“ entgegnete sie eifrig, und in ihren Augen blitzte etwas von dem alten Uebermut.

Dennoch verging keine Nacht ohne heimliche Thränen, kein Tag ohne getäuschte Hoffnungen. Doktor Mitwald war wie umgewandelt. Er ließ sich kaum noch blicken, und in die Kinderstube kam er nie ohne die Frau Rechtsanwaltschaft. Dann wechselte er ein paar gleichgiltige Worte mit ihr, und wenn ihre Augen ihn suchten, wichen die seinen aus. Sie zerbrach sich den Kopf, was sie ihm zu Leide gethan haben konnte, seit jenem großen, schönen Augenblick...

Daß Doktor Mitwald nur in einer sinnlichen Aufwallung gehandelt hatte und den Fuß jetzt am liebsten ungeschehen gemacht hätte, das kam ihr nicht in den Sinn.

Später freilich!...

Pfingsten rückte heran, als sie mit den Kindern nach Berlin zurückkam. Sie sollten sich zu einem längeren Harzaufenthalt rüsten: die kleine Gerta brauchte zu ihrer Kräftigung bessere Luft als die der Hauptstadt.

Eines Abends beim Thee bemerkte die Frau Rechtsanwaltschaft: „Was hat nur Doktor Mitwald vor? Er läßt sich ja nicht mehr bei uns sehen.“

Hermine sah krampfhaft in ihre Tasse. Sie fühlte, daß sie glühend rot wurde.

„Ich traf ihn neulich auf der Straße,“ sagte der Rechtsanwaltschaft.

„Er ließ sich kaum Zeit, mich zu begrüßen. Hat wohl viel zu thun.“

Hermine biß sich auf die Lippen: daß man ihr nur nichts anmerkte von ihrer verzweifelten Sehnsucht und den kindischen Hoffnungen, die sie täglich von neuem täuschten!

Eines Morgens, zwei Tage vor der Harzreise, kam die Frau Rechtsanwaltschaft mit der Zeitung in die Kinderstube. „Was sagen Sie nun, Fräulein Hermine?“ rief sie ganz alteriert, „Doktor Mitwald hat sich verlobt, heimlich — hinter unserm Fabrikbesitzer's nicht umsonst den Hof machte. Wollen Sie es lesen?“

Aber Hermine starrte regungslos auf die Zeitung. Wie ein Marmorbild stand sie stumm an dem Tischchen, wo sie eben mit den Kindern gefrühstückt hatte. Plötzlich lachte sie, und im nächsten Augenblick lag sie ohnmächtig auf dem Fußboden.

(Fortsetzung folgt.)

Der schönste Roman.

Nachdruck verboten

Es liest aus vergilbtem Buche
Undächtig die Mutter vor,
Die Tochter sitzt am Fenster
Und hört mit halbem Ohr.

Die Mutter schlägt Seite um Seite,
Es rührt sie der Liebenden Los;
Der Tochter sinken die Hände
Lässig in den Schoß.

Sie schließt die großen Augen
Und hört auf die Mutter nicht —
Es huscht ein seliges Lächeln
Ueber ihr stilles Gesicht.

Sie denkt an jene Stunde:
Da wir zuerst uns sahn —
Und träumt nun im Herzen tiefinnen
Den allerschönsten Roman.

Richard Zoosmann.

Ueber Repräsentation.

Von May Haushofer.

Nachdruck verboten.

Es giebt mancherlei Schattierungen und Variationen dessen, was wir Repräsentation nennen. Wir sehen die Kirchen-gesellschaften eine ihrem ehrwürdigen Alter entsprechende Repräsentation pflegen; wir sehen, daß die Inhaber der staatlichen Gewalt ihre Würde und Bedeutung zeitweilig in öffentlichem Gepränge zur Schau tragen; wir sehen das Gleiche von Korporationen, Vereinen, von kleineren politischen Gemeinschaften geschehen; wir sehen endlich auch, wie die Mitglieder der Gesellschaft sich sehr häufig bemühen, etwas zu repräsentieren.

Da es nun keine Schule der Repräsentation giebt, ist es sehr begreiflich, wenn die einzelnen Akte der Repräsentation manchmal wirklich imponieren, manchmal aber auch recht kläglich ausfallen. Die Kirche hat ihr fast zweitausendjähriges Ceremoniell, die Fürstenthümer haben ihre Oberhofmeister und Ceremonienmeister und ihren Kodex der Repräsentation; aber für die „Gesellschaft“ fehlen alle feststehenden Regeln der Repräsentation.

Gott sei Dank, daß sie fehlen! Wenn wir auch noch feststehende Regeln für die Repräsentation hätten, würde dieses ohnedies so öde Gebiet des Daseins noch weit öder werden. So wie es zur Zeit steht, kann ein vernünftiger Mensch sich doch noch herausnehmen, garnichts repräsentieren zu wollen und dabei doch etwas Bedeutendes zu sein.

Und je mehr Entartungen das moderne „Repräsentieren“ aufweist, um so leichter wird es einsichtsreichen Menschen, die Hohlheit der Repräsentationsucht bloßzustellen und sich von ihrem Zwange zu befreien.

Die Freunde des Repräsentationswesens werden freilich sagen: eine gewisse Repräsentation ist nun einmal erforderlich, sie ist so notwendig, wie anständige Kleider und wie eine gemessene Haltung für den gesitteten Menschen sind; die Repräsentation zeigt, daß man etwas auf sich hält, seines Wertes sich bewußt ist, daß man auf eine ehrenreiche Vergangenheit zurückblickt und die Errungenschaften dieser Vergangenheit zur Schau tragen darf.

Wenn man aber das Repräsentationswesen in seinen Einzelheiten prüft, enthüllt sich seine ganze innere Hohlheit.

Die niedrigste Art von Repräsentation ist die Repräsentation durch Besitz. Wer nichts ist und nichts kann, aber etwas besitzt, kann diesen Besitz an sich und um sich her zur Schau tragen im Glauben, damit einen Eindruck zu erregen. Freilich imponieren wird ein zu Repräsentationszwecken zur Schau getragener Besitz immer nur jenen oberflächlichen Leuten, die zwar ein Verständnis für greifbare Sachen, aber keines für Menschen haben.

Achtungswert und ein Zeichen persönlicher Tüchtigkeit ist ja nur jener Besitz, der aus redlicher Arbeit hervorgegangen ist. Aber ihren Ursprung sieht man den zur Schau getragenen Besitzthümern nicht an; sie sagen einem nichts, als daß sie da sind und daß sie Eigentum dieses oder jenes Individuums sind.

Nein — manchmal sagen sie doch etwas mehr. Manchmal sagen sie auch, ob ihr Eigentümer Geschmack hat oder nicht, ob er innerlich ein Aristokrat oder ein Plebejer ist.

Man darf sich aber hier nicht täuschen lassen; der Parvenu kann sich den Geschmack, der ihm selbst fehlt, auch leihweise nehmen und sich in eine geschmackvolle künstlerische Umgebung stecken, die ihren Schimmer so lange auf ihn wirft, bis er persönlich seine Geschmacklosigkeit enthüllt. Wenn er in seiner Equipage an uns vorüberrollt, sehen wir es ihm nur mitunter an, ob er ein reich gewordener Hausknecht ist; in seinem Salon viel leichter. Denn der Mensch muß sich zwischen den Dingen, die ihm zur Repräsentation dienen sollen, bewegen können. Dazu gehört immerhin ein gewisses Talent und Schulung.

Zu dem, was den Menschen repräsentiert, gehört aber auch seine Familie, seine Dienerschaft, seine Freunde, Verwandten, Bekannten und Gäste. Wer repräsentieren will, muß darauf achten, daß dieser persönliche Kreis, der ihn umgiebt und ihm zur Folie dienen soll, sich der Aufgabe der Repräsentation bemußt ist. Da bieten sich schon erheblichere Schwierigkeiten. Die eignen Kinder kann man ja, wenn man nicht selbst die Fähigkeit dazu hat, durch geeignete Leute zur Repräsentation erziehen lassen, was thätächlich in vielen Familien geschieht. Das hohle und äußerliche Wesen der Repräsentation bringt es dann natürlich mit sich, daß stets diejenigen Familienglieder, die am besten repräsentieren, vornhin gestellt werden. Die übrigen werden, mögen sie auch innerlich zehnmal bedeutender und achtungswerter sein, in den Hintergrund gedrängt oder zeitweilig „verräumt“. Welche Fülle von Hohlheit, Verlogenheit und Ungerechtigkeit, veranlaßt durch das eitle Repräsentationsstreben! Und mit Freunden, Bekannten und Gästen wird das gleiche Manöver versucht. Den Glanz in den Vordergrund, das Tüchtige und Brave, aber Unischeinbare zurück! Das ist die Lösung der Repräsentation.

Am schwersten ist die Repräsentation durch die eigene Persönlichkeit. Soweit allerdings die Sache durch den Schneider und die Schneiderin besorgt werden kann, läßt sie sich ja leicht erledigen. Haltung und Manieren, auch ein unerlässliches Minimum an Takt — soweit diese Dinge zur Repräsentation erforderlich sind — werden den Mädchen der gebildeten Kreise in Töchterschulen und Instituten beigebracht; daran fehlt es bei ihnen nur ausnahmsweise. Mißlicher steht es um diese Dinge häufig bei den Männern. Da muß eben die häusliche Erziehung notdürftig nachhelfen. Die Gattin legt dem Gatten die Liste der zu machenden Besuche, der einzuladenden Gäste vor; sie zwingt ihn in seine Uniform oder in seinen Frack; sie raunt ihm in Gesellschaft Verhaltensmaßregeln vor — kurz, sie hilft seiner mangelhaften Repräsentationskunst und Repräsentationslust überall nach. Töchter und Söhne unterstützen sie nicht selten dabei. Je tüchtiger ein Mann ist, um so weniger wird er von eitler Repräsentation wissen wollen. Aber je weiter er es in seiner gesellschaftlichen Stellung gebracht hat, um so vollkommener wird die Repräsentation für ihn von seiner Umgebung, von seiner Familie, seinen Freunden und seiner Dienerschaft besorgt; er selber hat dann nichts weiter zu thun, als sich mit mitleidigem Lächeln dieses Treiben gefallen zu lassen und derjenige zu sein, der er wirklich ist. So glücklich sind freilich nur wenige Ausserlesene.

Die meisten Männer und Frauen der gebildeten Kreise stehen heutzutage völlig unter dem Banne der Repräsentation; sie lassen sich von diesem Banne künstlich empor und gerade schrauben, lassen sich zu Opfern und Unbequemlichkeiten, zu heuchlerischem und unfreiem Gebahren zwingen. Die Repräsentation ist eine durchaus verlogene, herzlose, tyrannische und eitle Macht, die mit fein behandschuhter, aber harter Hand und mit einem falschen Lächeln in das Getriebe des gesellschaftlichen Lebens greift. Ihr Ziel ist das Aufputzen und Aufblähen des Nichtigen, und ihr Götz der Schein.

Bildhauerinnen der Gegenwart.

Hierzu fünf Porträts.

Nachdruck verboten.

Die Zahl der Bildhauerinnen ist ungemein gering. Sie erscheint verschwindend, wenn man vergleicht, wie viele Frauen sich seit Jahrzehnten der Schwesterkunst der Malerei widmen. Das liegt wohl zum Teil daran, daß die plastische Kunst das Dilettieren fast ausschließt, daß sie eine so systematische und energische Schulung verlangt, daß man sich ihr ganz und ohne Vorbehalt widmen muß. Davor schrecken natürlich schwächere Naturen von vornherein zurück. Aber noch andre Dinge kommen in Betracht, die vielleicht noch stärker wirken. Die bildhauerische Arbeit erfordert einen großen, materiellen Aufwand und bietet geringe Erwerbsaussichten, und die Frauen sind bei uns selten wirtschaftlich selbständig. Selbst eine wohlhabende Familie wird sich schwer ent-

schließen, für eine nicht durchaus sichere Begabung so große Opfer zu bringen. Und wie soll sich eine solche Begabung zeigen? Ueberdies ist die Bildhauerin von vornherein auf sich selbst angewiesen: es giebt keine Schulen für sie. „Ein Sonnenbündel von günstigen Zufällen gehört dazu,“ schreibt Henny Geiger, „wenn man sich unter den gegebenen Verhältnissen entwickeln kann.“

An der Spitze der heutigen Bildhauerinnen steht die Französin Charlotte Besnard, die Frau des berühmten Pariser Malers. Sie ist die einzige bisher, die sich ebenbürtig neben die ersten Meister ihres Faches gestellt hat. Ihre Arbeiten auf der letzten Berliner Kunstausstellung wurden von den Berliner Bildhauern eifrig studiert und ungemein hochgestellt. Sie arbeitet in Steingut, das sie in ähnlicher Weise wie die Familie der Robbia ihre Terrakotten mit einer farbigen Glasur überzieht. Mit dieser Glasur weiß sie so raffiniert umzugehen, daß sie dem Stein wahres Leben verleiht, die Weichheit des Fleisches. Unzweifelhaft hat sie starke Anregungen und viele Förderung von ihrem Manne erfahren, mit dem sie mitunter auch die Modelle teilt. Ihre rothaarige „Corée“ erinnert durchaus an die weichen, fetten Köpfe des Meisters.

Fast jedes Kunstvolk hat einige Bildhauerinnen hervorgebracht. Die Engländerin Mary Thornycroft, die Holländerinnen Minca Bosch-Reiz, eine vollgiltige Künstlerin, und Georgine Schwarze, die Schwester der großen Malerin, die Däninnen J. A. Bechnich und Nielsina Peterzen sind fast ständige Gäste unserer Ausstellungen. Eine eigentümliche Stellung nimmt die Belgierin Helene Corneti ein, die mit den männlichen Genossen dem herbsten Naturalismus huldigt. Unter den amerikanischen Bildhauerinnen ist Edmonia Lewis interessant, die Tochter eines Indianers und einer Negerin, die ihre Jugend auf den Prairien verlebte und ohne Lehrer Bildhauerin wurde, als sie die erste Statue zu sehen bekam. Auch Elisabeth Ney lebt jetzt in Amerika. Aber sie ist eine Deutsche von Geburt, und ihre künstlerische Thätigkeit hat sich besonders in München abgespielt.

Auch in Deutschland giebt es eine Anzahl von Künstlerinnen, die allen Schwierigkeiten zum Trotz ihr Ziel erreicht haben. Sie haben mit Ausnahme von Henny Geiger, die sich auch an Aufgaben höheren Stils versucht hat, alle sich dem leichteren Genre zugewandt. Auch hier wirken die wirtschaftlichen Verhältnisse mit, aber noch mehr der echt weibliche Zug zum Zierlichen und Anmutigen. Das echt Weibliche in der Kunst zur Geltung zu bringen, ist aber natürlich ein ebenso berechtigtes Ziel, wie dem Starren und Machtvollen nachzugehen.

Gerade das Gebiet der Kleinplastik und des Kunstgewerbes ist dafür das geeignete Feld, auf dem denn auch unsere Bildhauerinnen mit gutem Erfolg thätig sind. Es bietet ihnen um so größere Chancen, als gerade die leichte Grazie den deutschen Männern meist versagt ist.

Wir stellen unsern Lesern die bekanntesten deutschen Bildhauerinnen im Bilde vor und fügen einige Notizen über ihren Lebensgang hinzu, nachdem wir hervorgehoben haben, was allen gemeinsam ist. Anna von Kahle, geboren 1853 in Belling bei Bärwalde in der Neumark, begann früh aus dem Thon der väterlichen Ziegelei Porträts und Tiere zu kneten. Ein Aufenthalt in Berlin führte sie in das Atelier Schapers, der gerade an seinem Goethemonument arbeitete. Sie ward seine Schülerin für drei Jahre und hat nachher für sich gearbeitet. Am meisten Erfolg hatten ihre Kinderfiguren. Ein Amor, der einen Kranz mit Glühlichtrosen trägt, ist weit verbreitet. Die Künstlerin hat viele Arbeiten selbst in Stein übertragen.

Henny Geiger-Spiegel kam mit einundzwanzig Jahren zum erstenmal in das Atelier eines Bildhauers, nachdem sie vorher nur heimlich in Wachs modelliert hatte. Im nächsten Jahre schon konnte sie öffentlich ausstellen. Sie hat eigentlich sich selbst unterrichtet, nur zeitweise haben Nikolaus Geiger, ihr jetziger Gatte, Max Klein und der Franzose Legros ihre Studien geleitet. Eine Figur „Gesträndel“, Bildnisse Berliner Künstler und Kinderbüsten sind ihre hauptsächlichsten Arbeiten, die letzte eine liebliche „Maria mit der Lilie“.

Marie Schlashorff ist Rheinländerin. Sie kam verhältnismäßig spät zur Kunst, in der sie Trost suchte und fand für den Verlust, den sie durch den frühen Tod ihres Verlobten erlitten hatte. Sie hatte schnell Erfolg. Namentlich gelingen ihr heitere Figuren sehr gut. Bemerkenswert ist, daß sie als erste Bildhauerin in Deutschland auch ein öffentliches Monument, das Liebedenkmal bei Gera, gearbeitet hat.

Helene Dittmann widmete sich erst der Kunst, als sie 1888 aus ihrer Geburtsstadt Alena nach Berlin übersiedelte. Sie besuchte die Kunstschule, später die Fachklassen am Kunstgewerbemuseum. Seit drei Jahren arbeitet sie selbständig, besonders Bildnisse und Reliefs.

Villi Finzelberg ist die jüngste unter ihren Genossinnen. Sie ist im November 1872 in Udernach am Rhein geboren. Schon als Kind zeichnete und knetete sie mit Vorliebe Szenen aus dem Kinderleben. Im „Verein Berliner Künstlerinnen“ wurde sie im Zeichnen ausgebildet, daneben gingen plastische Arbeiten. Schon 1890, achtzehnjährig, stellte sie zum erstenmal aus. Ihre sehr anmutigen, naiven Genrestatuetten haben großen Erfolg gehabt, den größten bisher vor zwei Jahren das „Gänseleib“.

Fritz Stahl.



Henny Geiger - Spiegel.

Villi Finzelberg.

Marie Schlashorff.

Helene Dittmann.

Anna von Kahle.

Ball- und Gesellschaftstoiletten.

(Hierzu Fig. 1-4.)

Die großen, goldgeränderten Karten, in denen um die Ehre der Teilnahme an diesem und jenem Fest gebeten wird, flattern so lustig von Haus zu Haus, als wehe ein scharfer Nordwind die herbstlich bunten Blätter von den Bäumen. Fast jede aber trägt trotz der Einladung zu einem Vergnügen irgend eine kleine Sorge, die Toilette betreffend, ins Haus der Empfängerin, denn um das Vergnügen ohne Nebengedanken genießen zu können, muß die Toilette dem Zweck angepaßt sein. Die Fülle der reichen und reizvollen Toiletten, die unser Blatt zur Anschauung bringt, wird deshalb den Damen willkommen sein; für junge Damen ist die hübsche Balltoilette aus mattblauer Seide in Fig. 1 geeignet, deren einfacher Schnitt durch eine reiche Garnitur aus Wachs- und goldgefüllten



Fig. 1.

Krystallperlen belebt wird, die ihr feines Gestimmer auf der mattblauen Grundlage zur schönsten Geltung bringen. Die Garnitur bildet Ornamente in hübscher Linienführung, die den vordern Ausschnitt umgeben und von denen in ersichtlicher Weise abgestufte Perlenketten über die Taille fallen. Während die Ketten nur aus weißen Wachs- und Krystallperlen bestehen, sind der obern Ornamentierung auch solche in mattgetönten, bunten Farben eingefügt; hinten ist die Taille am Ausschnitt mit einem schmalen Passmenteriehörchen begrenzt. Die eigenartigen Puffärmel sind auf der Schulter dicht zusammengefaßt und lassen zu beiden Seiten derselben den Oberarm etwas sichtbar werden.

Die Balltoilette in Fig. 2 ist aus rosa Seidenstoff, in der Grundform wie die erste mit Tüitenrock und Blusentaille gefertigt. Ueber die mit Ballonärmeln verbundene Taille fällt eine breite Duchesse Spitze, die seitwärts und am Ausschnitt von einer Perलगarnitur begrenzt ist. Diese Garnitur besteht wie die erste aus Wachs- und goldgefüllten Krystallperlen, doch sind die ersteren in bunter, orientalischer Farbenpracht gewählt. Die großen, bald birnenförmigen, bald runden Wachsperlen bilden reliefartige Blüten an der Garnitur und sind oft mit abstechenden Metallperlen umrandet. Die abschließenden Gehänge bestehen nur aus Krystall und kleinen, weißen Wachsperlen.

Libertyseide bildet ein für junge Mädchen gern verwendetes Material zu Ballkleidern; auch das zierliche Kleidchen in Fig. 3 besteht aus solcher. Die Einfachheit der Form, Tüitenrock und Blusentaille, wird belebt durch reiche Goldpailletten, mit denen der Rock in ersichtlicher Weise besetzt ist. Den runden Ausschnitt des Kleides umrandet ein Fichu in der Form Marie Antoinette aus gepunktetem, weißem Seidentüll und düstigen, weißen Seiden Spitzen, das falzig arrangiert und mit



Fig. 3.

Goldpailletten besetzt ist. Vorn am Ausschnitt ist es mit einem Knoten zusammengefaßt und fällt von diesem bauchartig bis zu dem schmalen, in Falten arrangierten Gürtel hernieder. Hinten am Schluß des Gürtels fügen sich flotte Deesen mit Schärpenenden aus Tüll und Spitze an, die bis zu den Paillettenornamenten am Rockrande herniederfallen.

Eine elegante Toilette aus beigefarbenem Tuch und gleichem, dunkelbraun gestreiftem Sammet verbildlicht Fig. 4. Aus ersterem besteht der Tüitenrock, sowie die Garnitur der aus Sammet gefertigten Taille. Letztere ist mit kurzem, tolligem Schößchen geschnitten, tritt vorn auseinander und läßt einen Einsatz aus Tuch frei, der oben zweimal durch spitz ausgenähte, reich mit braunen Pailletten besetzte Sammetbandeau niedergehalten wird. Unten endet er in einem gürtelähnlichen, mit Schneppe versehenen Teil aus Sammet. Die Taille ist mit breiten Tuchausschlägen ausgestattet, die gleichfalls mit Pailletten besetzt sind und sich hinten zu einem breiten, runden Kragen fortsetzen. Unten schneidet die Taille, ehe sie sich zum Schößchen verlängert, zweimal scharf edig ab, und an beiden Seiten ist sie mit je zwei schönen, großen Knöpfen geschmückt. Dasselbe ist bei den unten eingeschlizten Ärmeln aus Tuch der Fall; an dem auseinander tretenden, sich rund umlegenden Kragen befindet sich auf jeder der beiden Seiten eine kleine Rosette aus Sammet.

Bezugquellen: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer: Fig. 3; Mme. Gradoz, 167 rue de Provence: Fig. 4; Berlin, C. P. Lewis, Spittelmarkt 11: Perl-garnituren zu Fig. 1 und 2.

Weihnachtsausstellung der Berliner Künstlerinnen.

Nachdruck verboten.

Die alljährlich sich wiederholenden Weihnachtsausstellungen der Berliner Künstlerinnen haben sich allmählich zu einem vielbeachteten Ereignis im Kunstleben der Reichshauptstadt herausgebildet. Auch die diesjährige Ausstellung brachte wieder eine Fülle reizvoller Kunstfachen, unter denen namentlich die kunstgewerblichen kleinen Gegenstände dank ihrer Originalität und ihrer praktischen Verwendbarkeit im Haushalt von allgemeinem Interesse sind. Man darf dreist behaupten, daß sieben Achtel von ihnen nicht um ihrer selbst willen geschaffen sind, wie etwa ein schönes Gemälde oder eine klassische Skulptur, daß vielmehr alle diese Gegenstände von vornherein zu Gebrauchszwecken bestimmt sind.

Das allgemeine Interesse, das heute den Ausstellungen der Damen entgegengebracht wird, ist also vollkommen berechtigt, zumal da sie ausnahmslos alle Jahre irgend etwas Ueberraschendes und Neues bieten und somit den Beweis liefern, daß ihre Schöpferinnen im rüstigen Vorwärtsschreiten auf künstlerischem Gebiete begriffen sind und hier bereits Heimatsrecht erlangt haben.

Recht originell erscheint z. B. eine neue Technik in Zinnarbeit von Frä. Voss, die sie an einem Schreibzeug, einer Lampe und verschiedenen andern Gegenständen künstlerisch verwertet hat. Für diese Technik wird das Muster verkupfertes Zinn eingeritzt, wodurch es sich silberglänzend von dem kupferfarbenen Grunde abhebt.

Auch Frä. von der Gröben hatte sehr wirkungsvolle Metallarbeiten ausgestellt, einige Teller mit Motiven, die alten, französischen Königsschlössern entnommen sind und die dreigezackten Lilien der Valois und Bourbons zeigen. Recht apart



Fig. 4.



Fig. 2.

war weiter eine Jardiniere aus getriebenem Kupfer in der Form eines Zigeunerkeffels, der an starken Ketten zwischen hohen Bambusstäben hängt.

Daß eine Fülle reizvoller Kamin- und Wandschirme mit Stickererei, Malerei, Schnitzarbeit u. s. w., vielfach sehr wirkungsvoll in verschiedenen Techniken ausgeführt, auch diesmal geboten war, versteht sich eigentlich bei der dankbaren Form dieser Gegenstände von selbst. Hervorzuheben waren die Arbeiten von Frä. Schlieber, Bloch, Stoppenmache, Greiner, Lobedan, Tobias, Abermann, Stüler u. a. Außerordentlich hübsch war ein dreiteiliger Kaminschirm von der Gräfin Reventlow, der auf hellen Glasplatten in künstlerischer Vollendung mit plastisch wirkenden Baumstäben und vielen kleinen Bögen so geschickt bemalt war, daß man in eine recht belebte Voliere zu schauen vermeinte. Aber auch Tische, Stühle, Sessel und Schreibschränke waren in oft überraschend hübschen und eigenartigen Ausführungen vorhanden.

Daß man die Truhen wieder zum Leben erweckt hat, ist ein feiner, künstlerischer Zug, und die letzte Ausstellung enthielt mehrere Exemplare, die von Liebe und Verständnis für ihre Herstellung in Malerei, Stickererei, Schnitzerei und Metallarbeit zeigten. Besonders hübsch war eine Truhe aus Kampferholz mit lebensvollen Chrysanthenen, die vermöge ihrer Holzart gefährliche Insekten, wie Motten, erfolgreich fernhält.

Ueberaus anmutig war eine von Frä. Gertrud Wunder ausgestellte Tiroler Bauernstube, in der selbst der grüne Thonofen mit den um diesen herum zum Trocknen aufgehängten Gegenständen nicht fehlte. Die Stube war als Kinderpielzeug gedacht. Für Kinder waren überhaupt sehr reizvolle Gegenstände vorhanden; beispielsweise eine in Holzbrand ausgeführte Küche, Buden mit Thonwaren, die in Wahrheit bemalte Holzschachen waren, u. s. w.

Frä. Marie von Olfers brachte wieder niedliche Bilderbücher, Puppen aus Papier und dergl., doch auch ernstere Arbeiten, wie Dekorationsstiller mit künstlerisch ausgeführten Köpfen u. dergl.

Frä. Marie Kirchner hatte höchst geschmackvolle Gebrauchsgegenstände in künstlerischer Vereinigung von Malerei und Stickererei ausgestellt, unter denen ein Stuhl und eine Arbeitstasche, eine Jardiniere und ein Vorhang besonders hervorzuheben sind.

Frä. Vuthmer hatte einfache blaue Altendeckel durch Ornamente von chinesischer Tusche und Gold zu sehr hübschen Mappen umgestaltet, die jedem Schreib- und Arbeitstisch zur Zierde gereichen.

Gerade darin, daß sich das künstlerische Können auch am kleinsten Gegenstände bewährt, daß auch das Geringste ein freudiges Schaffen bekundet, sind diese Ausstellungen so interessant; regen sie doch im allgemeinen die Frauen aufs neue an, das Heim zu schmücken, indem sie ihnen zeigen, wie sich das auch im kleinsten mit künstlerischem Geschick unschwer erreichen läßt. E. B.

Moderne Kranzwindekunst.

Hierzu vier Illustrationen.

Nachdruck verboten

Es wird allgemein angenommen, erst in unsrer Zeit habe sich der Gebrauch von Blumen bei festlichen Gelegenheiten ersten und heitern Anlasses zu einem großen Luxus entwickelt; es läßt sich indes leicht nachweisen, daß der Blumenschmuck schon in uralten, heidnischen Zeiten unzertrennlich von religiösen und weltlichen Festen war. Man bekränzte das Opfertier und den heimkehrenden Sieger, die jungfräuliche Braut und den dahingegangenen Toten. Die Blumen waren in ihrer Wahl und Anordnung der Ausdruck der Freude wie des Schmerzes. Den Griechen galt die Rose, ihre Lieblingsblume, als Symbol der Freude. Mit Rosenblättern bestreuten sie bei ihren Gelagen die Tafel, und Helio-gabalos soll sogar seine Gäste durch dicht herabrieselnde Rosenblätter haben erfrischen lassen.

Man könnte daraus leicht entnehmen, daß es diesem Schönheitsdurstigen Volke mehr um den süßen Wohlgeruch der Blumen als um deren reizvolle Anordnung zu thun war. Und in der That, was uns durch Gemälde und Skulpturen aus früheren Zeiten bekannt ist, beschränkt sich auf einfache Kränze oder Zweige, festonnierte Gewinde und pyramidenförmige Sträuße. Diesen Formen begegnen wir ja auch heute noch, weil sie die einfachste, fast naturgemäße Zusammenstellung von Blumen bilden.

Die moderne Kranzwindekunst dagegen ist ganz und gar ein Kind unsrer Zeit. Sie strebt mit der Anordnung ihres duftigen und faltenreichen, leider nur so vergänglichen Materials etwas mehr an als einen flüchtigen Reiz für den Gesichtssinn und Geruchssinn: sie will symbolisch wirken, Empfindungen ausdrücken und durch malerische Farbenpracht und Formvollendung bildnerische Kunstwerke erzielen. Sie hat dies Ziel unstreitig



Fig. 1. Feder-Fächerbouquet.

bereits erreicht und zeigt sich in einer Vollkommenheit und Vielseitigkeit der Geschmacksentwicklung, die mit dem hohen Stande der Blumenkultur Hand in Hand geht. Es giebt keine Situation, der sie nicht ihre duftigen Gebilde in künstlerischer Vollendung anzupassen wüßte.

Klingen die Osterglocken feierlich durch das Land und reden mit ehernen Zungen von dem Erwachen und Auferstehen der Natur, dann reicht uns die moderne Blumenwinderei nicht nur das Ei, das Symbol keimenden Lebens, in allen möglichen Variationen, mit Blumen geschmückt oder gefüllt, oder auch ganz aus Blumen hergestellt, sie giebt uns auch zierlich geschwungene, blumengefüllte Körbchen mit klingenden Glasglocken, deren zarte Töne die Osterfreude in dem Herzen des Empfangenden wachrufen sollen.

Recht wenige Wochen später das Fest der Maien wieder, dann verkünden uns über einer Birkenhütte inmitten der herrlichsten Blumen kuglblickende Schwalben, diese echten Frühlingsboten, daß es niemals schöner sei in der Welt, als wenn sich die jungfräuliche Natur den frischen Blütenkranz in das Haar geflochten habe.

Zarte Herzensbeziehungen finden ihren Ausdruck in den Blumenarrangements mit weißen Täubchen, die zwischen ihren Flügeln Körbe mit Blumen, im Schnabel einen zierlichen Blütenstil tragen, oder in den Gewinden, welche ein paar Herzen verbildlichen, auf die ein duftiger Strauß herniedernickt.

Der ernststen Majestät des Todes sind sinnig und künstlerisch ausgeführte Kränze, aber auch Sterne, Anter und Kronen geweiht. Oft sind die letztgenannten Formen in reizvoller Weise mit Kränzen und Halbkranzen verbunden. Und immer ist neben einer Idee, die markant zum Ausdruck gelangt, die malerische Gestaltung berücksichtigt. Selbst der einfachste Blumengruß präsentiert sich in einer reizvollen Form — in einem Körbchen, Schächtelchen, Rahmen oder in einer Tüte.

Daß auf dem Gebiet der festlichen Tafeldekoration heute das Reizvollste geleistet wird, genau wie in dem des Straußenschmucks, der hauptsächlich durch imponierende Masse zu wirken hat, ist bei dem Stande der heutigen Kranzwindekunst ganz selbstverständlich.

Die beigegeführten Abbildungen veranschaulichen einige



Fig. 2. Blumenlyra.

moderne Blumenarrangements, wie sie die bekannte Erfurter Firma J. C. Schmidt aus lebenden Blumen gestaltet und zur Verwendung bringt. In ihrer Formenscönheit und feinsinnigen Farbenstellung gehören diese Arrangements in der That zu den erlesensten Schöpfungen der Blumenwindekunst.

Fig. 1 — ein fächerförmiges Gewinde, auf einer Unterlage aus starren Federn, einem Palmenblatt ähnlich — zeigt eine hübsche Vereinigung von Bouquet und Fächer mit goldenem Stiel und floitem Schleifenschmuck. Gerade in der Ball- und Gesellschaftszeit wird dieses ca. 20 cm breite und ohne Stiel 30 cm hohe Blumenarrangement, das in Weiß, Rosa, Rot, Crème, Mattblau, Mais und Moosgrün beliebt ist, willkommen sein.

Denen, die uns durch den Zauberklang der Töne erfreuen und begeistern, werden wir mit der reizvoll arrangierten Lyra in Fig. 2 in sinniger Weise Dank und Anerkennung ausdrücken können. Die Blumenlyra wird 60, 70 oder 100 cm hoch gefertigt und gern mit Widmungsschleifen in Goldschrift versehen.

Der elegante Schild mit altdeutschem Veil (Fig. 3) läßt sich den verschiedensten Zwecken und Gelegenheiten anpassen, zumal da das Ornament auf seinem Mittelfelde durch jedes Sonderarrangement leicht zu einer bestimmten Gelegenheit verwendet werden kann. Der Schild, in der Regel 75, 100 oder 125 cm hoch, läßt sich als heraldisches Wappen verwenden und ebenso leicht mit Landesfarben, mit Monogrammen oder Emblemen schmücken.

Der vergoldete, mit Schleifen umwundene Topfsorb aber (Fig. 4), aus dem duftige Maienglocken, Rosen und Narzissen emporstreben, mutet uns wie ein fröhlicher Gruß des kommenden Frühlings an. Er ist in zwei Größen — von 13 oder 17 cm Durchmesser — beliebt und wird sowohl mit natürlichen wie mit künstlichen Blumen gefüllt. S. v. B.

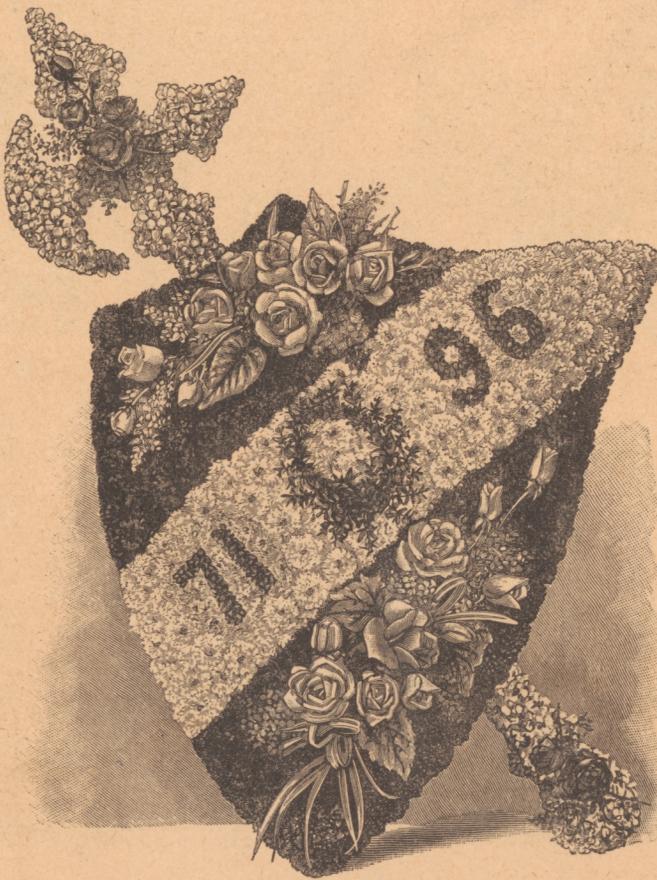


Fig. 3. Blumenschild.

Pariser Modebericht.

Die Carnevalszeit bringt auch in Paris das bewegteste Leben hervor. Wie sich allabendlich die lichterfüllten Säle mit fröhlichen, geschmückten Menschen füllen, so hastet und flutet es am Tage auf den inneren Boulevards beständig auf und nieder, und diese Hauptverkehrsstraßen sind ebenso überfüllt wie die Modemagazine, die Gewölbe mit Delikatessen, edlen Weinen und dergleichen.

Die frische Kälte rötet die Wangen, und doppelt reizvoll erscheinen die graziösen Frauengestalten in den kleidsamen Pelzkonfektionen, die in diesem Jahr ganz ungemein begünstigt werden. Sie weichen übrigens durch die Verbindung verschiedener Pelzarten völlig ab von dem, was wir bisher gesehen haben, und fast täglich werden neue Kompositionen zu Tage gefördert.

Zu den beliebten, etwa bis zur Taille reichenden Pelzpelerinen, die bei strenger Kälte auch über langen und halblangen Mänteln getragen werden, sind fast immer abstechende Pelze verwendet. Beispielsweise Angora und Persianer, Astrachan oder Breitschwanz mit Hermelin, beigefarbener Angora mit Kastor, Astrachan mit Chinchilla u. s. w. Die Pelerinen haben ohne Ausnahme den großen Medizistragen, dessen beide Seiten aus den verschiedenen Pelzen gebildet sind. Vielsach zeigen die Pelerinen auch einen bis zur Taille reichenden, spitzen Einsatz des zweiten Pelzes oder sie verlängernde Stolen, die mit drei oder fünf Schwänzen abschließen, wenn Zobel, Marder oder Blauschuch zu den Kragen verwendet ist. Bei der Verwendung von Angora bildet dieser eine dichte, bauschig überfallende Franse als Umrandung. Die Pelerinen sind alle ziemlich faltenreich; oft hat auch der Medizistragen im Nacken einige Toffalten.

Zu großen Pelerinen, die einen Mantel ersetzen und bei einer Länge von 55 bis 65 Cent. sehr weit und faltenreich sind, werden auch die Kleider mit entsprechendem Pelz umrandet, was recht vornehm und winterlich aussieht. Diese



Fig. 4. Blumentopfsorb.

Pelerinen erhalten, wenn sie aus kurzhaarigem Pelz bestehen, eine Umrandung von langhaarigem Pelz oder Marabu und sind mit poult de soie in abstechender oder übereinstimmender Seide gefüttert. Das erstere wird mehr von jungen, das letztere mehr von älteren Damen getragen. Für diese großen Kragen wird vorzugsweise Persianer, Breitschwanz, Astrachan, Kastor, Seal und Stunks gewählt. Recht apart ist ein Kragen aus Sealfell mit Chinchilla-Umrandung zu einem Kleide aus braunem Tuch, das gleichfalls mit Chinchilla begrenzt ist. Kragen aus Zobel und Marder werden etwas kürzer getragen und haben am Rande eine dichte Franse aus Tierschwänzen, die sich an den Stolen wiederholt. Die fort-dauernde Bevorzugung der weiten Aermel begünstigt auch das Tragen der Pelerinen. Doch sieht man auch Jackette aus Seal, Persianer, Astrachan u. dergl., die jedoch nur sehr kurz sind und meist unsichtbar, seitlich oder vorn geschlossen werden. Sie tragen vielfach Pelzknöpfe oder auch kleine Pelzpompons und sind mit Kragen und Aufschlägen aus abstechendem Pelz geschmückt. So z. B. ein Jackett aus Seal mit Kragen, Aufschlägen und Knöpfen aus Astrachan.

Dieses eigenartige Arrangement findet auch Anwendung bei Jacketten aus Tuch. Sehr hübsch ist z. B. ein solches aus nußbraunem Tuch mit Kragen, Aufschlägen und Knöpfen aus Seal, sowie ein andres aus stahlblauem Tuch mit Astrachan, bei dem die Knöpfe durch kleine naturalisierte Tierköpfe nachgeahmt sind.

Vielsach garniert man die Kleider mit Pelz und giebt ihnen von diesem edige, von den Schultern herabfallende Kragen, Berthen, Ansatzteile an den Schultern u. dergl. Der sehr gewählte Medizistragen wird mit Pelz begrenzt und mit großen Schleifen aus Sammet oder Seide in der Form eines Andreaskreuzes geschmückt, die durch künstlerisch ausgeführte Knöpfe von Stahl, Straß u. s. w. gehalten werden. Auch erhalten die Kleider kleine Stolen, die auf den Rock herniederfallen und an diesem mit Schleifen, Rosetten, Knöpfen und andern Motiven festgehalten werden. Namentlich für Besuchskleider ist der Pelzschmuck beliebt, und an ganz eleganten dieser Art verbindet man ihn sogar mit Blumen, Spitze u. s. w. Einfachere Toiletten erhalten Pelzplastrons in der Form eines V oder U; auch wird ein ediger Ausschnitt mit Pelz gefüllt. Regelförmige und kreuzartige Einschnitte umrandet man mit Zobel, Marder, Biber u. s. w. und

fällt sie mit Spitzen, Gaze u. dergl. Die Kragen werden übereinstimmend mit Pelz, Spitzen und Perlen, oft auch mit Bandtschleifen geschmückt. Angorapelz wird sowohl als Befestigung wie als Franse verwendet und mit Motiven aus Zett, mit Perlen, Muscheln und Spitzen vermischt. Ist die Taille mit Pelz geschmückt, so umrandet man auch den Rock mit übereinstimmenden Streifen. Oft fallen von der Garnitur der Brust lange Bandtschleifen bis zu der Umrandung des Rockes herab.

Die großen Mäntel sind häufig mit rundem Sattel gearbeitet, von dem eine haushöhe Angorafranse über die Schultern fällt. Haben die Mäntel kleine, krause Pelzerinnen, so sind diese reich mit Stickerei bordiert; alle aber schließen oben mit einem Medizistragen ab, dem sich oft breite Revers anfügen. Am Rande sind sie häufig zweimal mit Pelzstreifen umgeben, die eine Stickerei, Passementerie, Schrägstreifen oder dergleichen begrenzen. An den runden Kragen sieht man vielfach vertikale Besätze aus Passementerien, mit reichem Perlschmuck geziert. Die Bänder ziehen sich bis zum Rande, wo sie mit Rosetten, Passementerien und Zettmotiven endigen. Mäntel und Rotunden werden von künstlerisch ausgeführten, nicht zu großen Schließen zusammengehalten. Recht hübsch sind große Mäntel in Form von Kedingotes aus stahl- oder nickelgrauem Tuch. Sie werden meist seitwärts geschlossen, mit einem Medizistragen aus Pelz und gleichem Besatz an den Armen ausgestattet. Häufig ist vorn ein kegelförmiger Pelzbesatz angebracht, von dem sehr krause Guipütreispitzen herabfallen.

Ein für jedes Alter passender Kragen besteht aus schwarzem velours du nord mit reicher Perlstickerei und breiter Umrandung aus Angorapelz, über den in bestimmten Abständen Belouvspatten fallen, die 6 Cent. breit über den Rand treten und mit Motiven aus Zett und Perlen in der Form von Schmetterlingen und Schleifen besetzt sind.

Die Röcke gleichen in ihrer Form den Zuckerhüten, sie sind auf den Hüften und vorn glatt, fallen nach unten breit in runden, stehenden Falten aus und zeigen nur hinten ein paar bis oben hinaufreichende Falten.

Die Blusentaillen bleiben in Mode, sie sind sehr faltenreich und werden vielfach mit breiten Gürteln getragen. Diese sind gefaltet aus Sammet und Seide oder glatt aus Spitzen und Passementerien, durch die farbiger Stoff hindurchleuchtet. Häufig sind die Taillen nur vorn blusenartig und hinten glatt.

Eine besondere Neuheit sind die Schoßtaillen im Stile Louis XV. und Louis XVI.; sie werden zweifellos eine große Zukunft haben. Man fertigt sie aus Sammet, damascierter Seide, vielfach in vom Rock abstechenden Farben, und gestaltet sie mit Geschick eine einfache Toilette zu einer eleganten. Die Taillen mit kurzem Schoß im Stile Louis XV. eignen sich mehr für junge Mädchen und Frauen, die mit längerem Schoß im Stile Louis XVI. mehr für ältere oder etwas zur Korpuslenz neigende Damen. Viele dieser Taillen werden mit Blusenteilen aus feinen, duftigen Stoffen, wie Gaze, Tüll u. s. w. verbunden, andre erhalten Westen, die ganz mit Pailletten besetzt, dann aber nicht zu faltenreich sind. Die Aermel dieser Taillen entsprechen der Tagesmode, d. h. sie sind oben mäßig weit und bilden eine kurze, von den Schultern abfallende, etwas geraffte Puffe, die jedoch mit dem untern Teil des Aermels, der glatt oder faltig dem Arme eng anliegt, aus einem Stück geschnitten ist. Ob diese Aermel sehr kleidsam sind, darüber enthalten wir uns des Urteils, jedenfalls sind sie augenblicklich in Paris haute nouveauté. M. W.

Das kalte Büffett zur Gesellschaftszeit.

Nachdruck verboten.

Ein einfaches Büffett zu arrangieren wird bei einiger Ueberlegung auch der noch unerfahrenen Hausfrau nicht schwer fallen, gilt es in diesem Falle doch nur für eine reichhaltige Auswahl verschiedener kalter Schüsseln in hinreichender Menge, für die richtige Anzahl von Bestecken, Tellern und Gläsern und für genügend Getränke zu sorgen. Die kalten Speisen können aus verschiedenem Aufschnitt, kaltem Braten, einigen Salaten, einer Mayonnaise und einigen süßen Speisen bestehen, viel Kunst beanspruchen sie also weder zum Herrichten noch zum Garnieren, und ein solches Büffett erspart der Hausfrau viel Zeit und Arbeit. Anders ist es bei dem Herrichten eines reichen und festlichen Büffetts, das eine Fülle von Arbeit bringt, einen ausgeprägten Schönheitsginst, eine große Kunst des Garnierens verlangt, dafür aber durch sein reizvolles Ansehen vollauf Entschädigung für alle Mühe bietet. Besonders bei Gesellschaften und Festen ist daher ein solches Büffett der Hausfrau sehr zu empfehlen und auch insofern praktisch, als es alle Arbeit vor dem Eintreffen der Gäste beansprucht und während des Besamensens auch der Hausfrau ungetrübten Genuß der frohen Stunden ermöglicht.

Bei der Aufstellung eines solchen kalten Büffetts ist die Form des Zimmers, in dem es stehen soll, wohl zu berücksichtigen, denn das ein Büffett bequem zur Erlangung der auf ihm angerichteten Speisen ist, muß der maßgebendste Punkt bleiben. Ein quadratisches Zimmer ist immer am hübschesten, in dem das Büffett, in andern Worten: der zur Aufnahme der Speisen bestimmte große Tisch, freistehen kann und von allen Seiten zugänglich ist. Aber nicht immer wird man solch' Zimmer haben, sehr oft wird man das Büffett in schmalen, langen Räumen aufstellen müssen, und in dem Falle sind, wenn die Längswand reicht, zwei Büffette am praktischsten, zumal wenn man zwischen ihnen einen kleinen Tisch (der in der Form abweicht, damit das Arrangement nicht steif ausfällt) mit Bestecken, Tellern u. s. w. stellt; das sonst leicht stattfindende Gedränge wird dann völlig vermieden. Beide Arten des Büffetts lassen sich reizvoll anrichten. Für das freistehende sind zwei der größten Tafeltücher nötig, da sie bis auf den Fußboden reichen müssen, um Gelegenheit zum Wassen zu bieten. Man rafft die Tücher am besten in regelmäßigen Entfernungen zu seinen Falten, die man leicht zusammenheftet und da, wo sie mit der folgenden Faltenreihe zusammenstoßen, mit mattsfarbiger Bandtschleife schmückt, was einen reizenden Anblick gewährt. Der ganze Tisch wird dann, nachdem man die Mitte mit einem farbig gestickten, modernen Tischläufer (man nimmt jetzt meist einen kleinen Käufer und zwei quadratische, zu ihm passende Decken, die man so: $\diamond \square \diamond$ zusammensetzt) bedeckt hat, in einiger Entfernung vom Rande mit einer schmalen Ranke von Epheublättern und Christrosen oder andern Blüten umkränzt. Am praktischsten ist es dabei, diese Ranke auf einen Streifen weißen Stoff zu befestigen und diesen hin und wieder mit losen Stücken auf dem Tafeltuch zu befestigen, damit die Ranke nicht herunterfallen kann.

Bei den an der Wand stehenden Büffetten kann man das Tafeltuch vorn und an den Seiten ebenso arrangieren, läßt aber die Blumenranke meistens fehlen, um dafür an der Wand hinter dem Büffett eine geschmackvolle Pflanzendekoration anzubringen, die das Büffett sehr wirkungsvoll herbeizubringen läßt. Einige Palmen, Dacarien, blühende Gewächse genügen dazu; wo man sie nicht hat, kann man auch aus Tannen- und Stechpalmenzweigen eine gefällige Wandverzierung herrichten.

Nächst der hübschen Ausstattung des Büffetts ist ein richtiger Aufbau der Speisen von Bedeutung, damit jede Schüssel ins Auge fällt und den Gästen die Wahl erleichtert. Steht das Büffett frei im Zimmer, so werden alle hohen Schüsseln in der Mitte der Tafel verteilt und nach dem Rande des Tisches zu immer flachere terrassenförmig aufgestellt, während bei den an der Wand stehenden Büffetten vom Hintergrunde nach der Vorderseite für terrassenförmige Abstufung der Gerichte gesorgt werden muß. Für eine Büffette verwendet man gern runde und ovale verfilberte Holzsockel, auf die man die reizvoll garnierten Hauptschüsseln stellt, um sie so noch besonders hervorzuheben. Auch die Krustaden bieten Gelegenheit, hübsche Abwechslung in die Anordnung der Speisen zu bringen. In Amerika verteilt man kleinste, reife Melonen auf den Büffetten und verbindet so das Hübsche mit dem Praktischen. Man schneidet von diesen Melonen oben den Stengel und etwas Schale, entfernt die Kerne, gießt ein halbes Glas gut gekühlten Kognak hinein, setzt den Stengel wieder ein, umwindet die Melonen mit farbigen seidenen Bändern und befestigt an jeder ein Blumenkränzchen. Sie sehen reizend zwischen den Speisen aus. Daß alle Gerichte für ein Büffett besonders reich und geschmackvoll bereitet sein müssen, brauchen wir wohl kaum zu erwähnen, ebenso selbstverständlich ist es, daß die Konfekt- und Obstaufläge besonders lockend angerichtet werden und daß Armleuchter mit farbigen Kerzen, die für diesen Zweck den Lampen bedeutend vorzuziehen sind, für genügende Beleuchtung sorgen.

Getränke mit auf dem Büffett aufzustellen ist immer verkehrt! Nur bei ganz einfachem Büffett ist es angebracht. Am besten ist's immer, ein Nebenzimmer zum Servieren der Getränke zu wählen, das ein bedienender Geist dort besorgt. Für die Herren ist ein Faß Bier, das auf einem hübsch geschmückten Bierbock ruht, stets willkommen; doch dürfen auch feurige Weine wie Burgunder, Madeira, Sherry, Portwein, sowie Kognak und Chartreuse nicht fehlen, während für die Damen leichter Rot- und Weißwein, Limonade, Selters, Bowle, Mandelmilch, Apfelsüßern bedeckte Tische, die Salz- und Pfefferkörner tragen, stellt man mit Stühlen überall hin, wo nur Platz dazu vorhanden, man kann sie sehr praktisch in Ecken stellen, Topfpflanzen um sie herum gruppieren und so reizende, lauschige Speise- und Plauderwinkel bilden, in denen sich die Gäste zwanglos zusammenfinden. Besonders hübsch ist es, wenn Töchter oder naheverwandte junge Mädchen des Hauses in zierlicher Tracht, vielleicht als „Schokoladenmädchen“, „Wasserküchen“ u. s. w. hinter dem Büffett und dem Tisch mit den Tellern, Messern und Gabeln u. s. w. stehen und hilfreiche Hand leisten. Sie können dann zulezt auch Obst und Konfitüren an den einzelnen Tischen darbieten und mit diesen zugleich ein Körbchen mit kleinen, scherzhaft verpackten Ueberraschungen herumgeben. Die Stimmung wird eine strahlend frohe sein und den Lohn für alle Mühe bieten, die die Hausfrau vor dem festlichen Büffett in so reichem Maße hatte.

Außer den allgemeinen Anregungen können wir nur noch eine Auswahl von Speisen nebst einigen Rezepten geben, die sich für ein festliches Büffett zur Gesellschaftszeit eignen:

Bunte Schnittchen verschiedener Art. Chaufroir von Poulet. Gänseleber in Aspik. Prager Schinken in Kruste. Rindskotelet mit buntem Salat. Malbourough-Salat. Wildpain mit Trüffeln. Garnierte Languste. Garnierter Puter mit Remouladensauce. Kalbsbraten. Gefüllte Eier mit Kaviar. Kalte Geflügelpastete. Wildschweinskopf mit Cumberlandsauce. Hummermayonnaise. Galantine von Kalbfleisch. Russischer Salat. Heringsalat. Kompott von allerlei Früchten. Königlich Pudding. Weinjule. Zitronencrème. Dobostorte. Baumkuchen. Matronentorte. Käsestangen. Cheestertates. Obst verschiedener Art. Konfekt. Pfefferkuchen. Marzipan.

Malbourough-Salat. 250 g Trüffeln werden gebürstet, geschält und in Madeira gar gekocht, auch lange Salatkartoffeln in Salzwasser gar gemacht. Beide Teile schneidet man fein und mischt beides für sich mit Salz, Del, Pfeffer, Essig und feinen, gebackten Kräutern, worauf man den Salat schichtweise pyramidenförmig in einer Krustade anrichtet. Möhren, Rüben und eingemachte Spargel werden in etwa 10 cm lange, gleichmäßige Stücke geschnitten, die erkeren in Salzwasser gar gekocht, die letzteren nur in Salzwasser erhitzt. Man läßt die Gemüse erkalten, mischt jedes für sich mit Del, Essig, Salz und Pfeffer und garniert mit den säulenförmigen Stücken abwechselnd den Salat.

Garnierte Languste. Man kocht Langusten wie Hummer, läßt sie erkalten und legt nun ein Hauptgewicht auf geschmackvolles Anrichten. Sehr hübsch hat sich die folgende Garnierung erwiesen. Man belegt eine passende lange Schüssel mit einer etwa 6 cm dicken, an den Seiten leicht abgechrägten Brotscheibe, bedeckt sie mit passender Spitzenpapiermanschette und klebt sie mit Eiweiß auf der Schüssel fest. Den Schwanz zieht man behutsam aus der Languste, legt die Nase auf die Mitte der Schüssel, bestreicht eine Spicknadel mit Salat und Zitronen und bohrt sie durch die Languste in die Brotscheibe. Der Schwanz wird umgekehrt, aufgeschnitten und das Fleisch behutsam herausgenommen, damit es ganz bleibt. Dann schiebt man die obere Seite der Schwanzschalen wieder in den Langustenkörper, schneidet das Fleisch nebst mehreren geschälten Trüffeln in feine, schräge Scheiben und richtet beide abwechselnd schuppenartig auf den eingeschobenen Schwanzteilen an, worauf man das Ganze mit hellem Aspik überfüllt. Kleine Krustaden werden nun mit Austern, Crevetten, Sardinen, Kaviar, Weich-Biskles, Oliven u. s. w. gefüllt und nun die Languste gestellt. Jede Füllung wird mit etwas Aspik überfüllt, damit sie nicht trocken wird. Zwischen die Krustaden legt man Erdbeeren. Eine Mayonnaise wird nebenher gereicht. Diese Languste ist eines der hübschesten Büffettgerichte.

Kal-Vaflon. Ein mittelgroßer Kal wird aufgeschnitten, das Rückgrat behutsam herausgelöst und nun mit einer beliebigen pikanten Farce gefüllt. Man näht ihn zu, bindet ihn in ein reines Musselintuch und kocht ihn langsam in Wasser mit viel Wurzelwerk, Gewürz und etwas Essig weich, worauf man ihn erkalten läßt. Zu gleicher Zeit hat man aus Fleischtrakt mit Wasser, Wein, etwas Maliceessig, Gewürz und Gelatine ein kräftiges Aspik bereitet, mit dem man den in Stücke geschnittenen Kal überzieht. Reis wird in Salzwasser weich gekocht, zerstampft und in eine viereckige oder runde Form gedrückt. Nach dem Erkalten stürzt man den Reissockel auf eine passende Schüssel, bestreicht ihn rings mit Kräuterbutter, arrangiert die Kalstücke zierlich mit dazwischen garnierten Krebsnasen auf dem Sockel und überstreut das Gericht mit gewiegtem, verschieden gefärbtem Aspik.

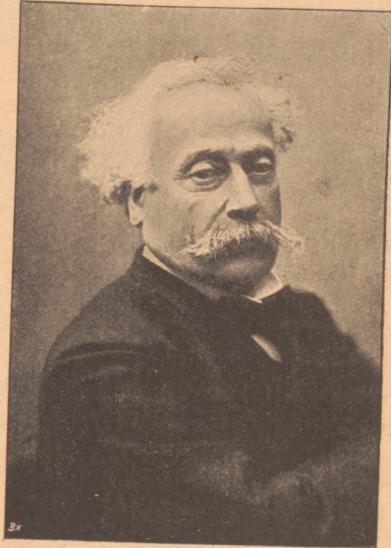
Galantine von Kalbfleisch. Man nimmt dazu ein Schulterstück, befreit es von allen Knochen und bereitet dann aus Kalbfleisch mit Speck, gekochtem Schinken, einigen gebackten Trüffelstücken, Eiern, Sahne, Salz, Gewürz und geweihter Semmel eine Farce, mit deren Hälfte man die Innenseite des Fleischstückes 3 cm dick bestreicht. Dann belegt man die Farce mit Trüffel, Schinken, Speck- und Zungenstücken, bestreut alles mit gebackten Pistazien, streicht die übrige Farce darüber und rollt das Fleisch fest zusammen, näht es zu, umhüllt es mit Bindfaden und bindet es in eine Serviette. In halb Bouillon, halb Weißwein mit Gewürz, Wurzelwerk und Kräutern dünstet man die Galantine nebst den ausgelösten Knochen langsam weich. Man läßt sie in der Brühe erkalten, preßt sie, schneidet sie in Scheiben und garniert sie mit der Gallerte, die sich aus der Brühe bildet und die man daher vorher klären muß.

Königlicher Pudding. Man dünstet 24 schöne Äpfel in Wein und Zucker weich, streicht sie durch ein Sieb, vermischt sie mit 250 g Apfelmarmelade und abgeriebener Orangenschale, füllt sie in eine Geleischbüchse und bereitet ein feines Gefrorenes davon. 100 g Pistazien hat man in der Zeit gebrüht, gesiebt und in Streifen geschnitten, auch 100 g kernlose Rosinen in Zuckerast ausgequollen und 250 g eingemachte Glasstirphen abgetropft und zerhackt. Man mengt dies alles nebst einem Glas Curaçao unter das Gefrorene, verarbeitet es gut damit, mischt noch zwei Teller steifen Rahmschnee darunter, füllt nun die Masse in die bestimmte Puddingform und gräbt diese zwei Stunden gut geschloffen in Eis. Der Pudding wird gestürzt und die folgende Sauce dazu gegeben. Man rührt 150 g Zucker, 1/2 Liter Sahne und acht Eigelb dick, schlägt es bis zum Erkalten, giebt zwei Köffel Ananasast, einen Köffel Maraschino und fünf Köffel Schlagahne allmählich daran und erhält so eine außerordentlich feinschmeckende Sauce. L. Hölle.

Briefkasten.

Anonyme Anfragen bleiben unbeantwortet. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Abonnementsquittung für das laufende Quartal enthalten.

Dr. G. L. in Hamburg. Der am 27. November vor. J. verstorbenen Alexander Dumas d. j., dessen Bildnis wir beifügen.



Alexander Dumas d. j.

Der eigentliche Begründer des modernen französischen Konversationschauspiels. Als Sohn des vielgefeierten Dichters des „Grafen von Monte-Cristo“, der „Drei Müstetiere“ u. s. w. hielt es im Anfang sehr schwer für ihn, sich neben dem berühmten Vater Geltung zu verschaffen. Erst mit der „Kameledame“ gelang es ihm im Jahre 1852, und nun folgte jene große Zahl von Bühnenstücken, in denen der Dichter die Stellung der Frau in der modernen französischen Gesellschaft mit großer dramatischer und dialektischer Kraft behandelte. Alexander Dumas der jüngere war am 28. Juni 1824 in Paris geboren und seit 1875 Mitglied der französischen Akademie G. v. W. in Dresden. Sie haben recht, auf Seite 527 muß es in der ersten Spalte, Zeile 87 von oben, heißen: A. Gemberg (statt: Gemling) und

auf Seite 12 von unten: Gräfin Wittberg (statt: Wittberg). Räte in B. Die Ausbildung einer Krankenpflegerin im Krankenpflege-Institut zu Kassel (Königssthor) kostet 450 M. Die Kurse dauern drei Monate und beginnen im März und August. Das Erlernete darf später frei zu eigenem Erwerb verwertet werden.

R. B. in Stuttgart. Der schädliche Einfluß des Alkohols auf die menschliche Stimme ist durch Dr. Sandras Untersuchungen nachgewiesen worden. Der genannte Forscher hat gefunden, daß bei den beschriebenen alkoholischen Getränken ein verschiedener Einfluß wahrzunehmen ist, daß aber immer das Verschwinden von Stimmtonen konstatirt werden kann. Bei Weinen ist die Wirkung geringer.

A. v. H. in Raumburg a. S. Das Nobilitätslist in Potsdam nimmt nur Damen auf, die das 40. Lebensjahr überschritten und eine feste Einnahme von mindestens 400 M. jährlich haben. Jede Dame hat ihre eigene kleine Häuslichkeit. Das Stift ist 1888 von dem deutschen Adelsverband „Nobilitas“ ins Leben gerufen und hat sich im April 1894 dem „Verein für Errichtung von Damenheimen“ angeschlossen.

Dreißilbige Scharade.

Zur ersten noch zwei kleine Zeichen sucht, Dann hängt sie an dem Baume in der Frucht. Der zweiten und der dritten fügt man Schluß. Noch je ein Zeichen an als richt'gen Fuß, Doch merkt: die zweite Silbe wird getragen, Die dritte kündigt etwas für den Magen. Vereint zum Wort die erste, zweite, dritte, So nennt es einen Teil vom Reich der Witte.

Verwandlungsaufgabe.

Gast, Barde, Ali, Lein, Lib, Post, Raas, Mars, Sobel, Eider, Rasse. Jedes der obigen elf Wörter läßt sich durch Veränderung eines Buchstaben in ein andres Wort verwandeln. Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben die bei der Verwandlung fortgelassenen elf Buchstaben den Namen eines hervorragenden dramatischen Dichters, die neu ausgenommenen elf Buchstaben nennen einen beliebigen Komponisten unsrer Zeit.

Arithmogriph.

	2	7	11				
1	2	3	2	4	5	6	
	3		8		4		
	7	2	8	9	5	10	3
	4		5		3		
11	5	4	10	3	5	12	
	6		3		12		

Werden die Zahlen durch die richtigen Buchstaben ersetzt, so lauten die drei wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten und bezeichnen: 1. eine der Hauptpersonen in einem Drama von Lessing, 2. den Vornamen eines hervorragenden Malers unsrer Zeit, 3. eine klassische Oper.

Französische Scherzfrage.

Quelle est la ressemblance entre un menteur et une pomme cuite?

Auflösung des Rätsels Seite 591.	Auflösung des Silbenrätsels Seite 591.
Ar Mit — Ammit.	Theater. Otello. Rotterdam. Quadrille. Ugolino. AaraU. Tausendschön. Odenwald. Tabiti. AargaU. SenegaU. SpontiaU. ApvrieturE.
Auflösung der Unterhaltungsaufgabe Seite 591.	
20 Thaler, 6 Kronen und 4 Doppelkronen.	

Abonnements

auf den „Bazar“ werden jederzeit von allen Postanstalten und Buchhandlungen zum Preise von

2 1/2 Mark pro Quartal

(in Oesterreich-Ungarn nach Kurs).

angenommen. — Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die im laufenden Quartale bereits erschienenen Nummern zu jeder Zeit nachgeliefert.

Administration des „Bazar“.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Der Insertionspreis beträgt
M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fr. 5 W.
pro Doppelpetite-Zeile.

Anzeigen.

Alleinige Annoncen-Annahme
Rudolf Mosse, Berlin S.W.
und dessen Filialen.

Schweizer Seide

Seidenstoff-Fabrikanten in der Schweiz . . . ca.	80
Seiden-Webstühle (Handstühle) ca.	24,000
Seiden-Webstühle (mechanische) ca.	8,000
Seidenstoff-Produktion per Jahr ca.	30,000,000
Meter.	

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in schwarz, weiss und farbig von 55 Pfg. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen frankierte Retour-Adressen bei.

Die gewählten Stoffe senden wir porto- und steuerfrei in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz),
Seidenstoff-Export.

Prächtiges Festgeschenk.



Illustr. Preisliste u. Notenverzeichnis gratis

Hundertje Nachahmer

gibt es, welche den wohlverdienten Belohnung meiner **Crème Grolsch** u. **Grolschseife** benutzen, um allerlei wertloses Nachwerk anzubringen, deshalb Vorzicht! **Sein Kaufe verlange man ausdrücklich die preisgekrönte Crème Grolsch und Grolschseife**, denn nur diese entfernen Sommerprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Milcheiter, Nasenröthe u. s. w. und erhalten den Teint bis ins Alter blendend weiss u. jugendlich frisch. Preis Mk. 2.—
Hauptdepot in der Engelbroquerie **Johann Grolsch in Briinn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den größeren Apothekern und Droguisten.

Carl Schmidt

Berlin W., Taubenstr. 23,
empfiehlt seine weltberühmten
Stoffbüsten
zur Anfertigung der
Costüme.
Spez.: Büsten für jede Körperform.
Keine Anprobe.
Neuer illustrirter Haupt-
Katalog A umsonst u. postfrei.
Man hüte sich vor wertlosen Nachahmungen.

Das auserwählt herrlichste
Parfüm
„Hab mich lieb“
Primula minima

von **A.H.A. Bergmann**
Waldheim
in Sachsen

Käuflich in eleganten Flaschen
Zu M. 1.—, M. 1.50, M. 2.— u. M. 3.— in den ersten
Drogen- u. Parfümeriehandlungen.

Für Damen

bietet sich sehr lohnender Erwerb, und zwar jederzeit und für jeden Ort, durch Verkauf von Leinen, Tischzeug, Aussteuerern u. nach Mustern an Private. Offert erbittet die 1851 gegründete, weitbekannte **Weberei H. Eggemann, Bielefeld B.**
Lieferant für königliche, großherzogliche und fürstliche Hofhaltungen.
Versand nach allen Weltteilen.
Muster franco an Jedermann.

IN DEN APOTHEKEN

75 PFENNIGE.

Condor Hölzer
Giftfrei

Geruchfrei

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischennandel — in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschtem erbeten. Deutschlands grütestes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete **Michels & Cie., Königl. Niederl. Hofliefer., Berlin, Leipzigerstr. 43.**



Tragt echte Vigogne

Wagner & Söhne in Naunhof i. S.

Die echten deutschen Vigogne-Strickgarne dieser Firma und die aus deren echten Merinogarnen hergestellten haben sich als das Beste und dadurch Billigste auf dem Gebiete der Unterbekleidung bewährt. Darum **tragt echte Vigogne.** Durch ihre Zusammensetzung aus feinsten gekämmter Wolle und längster Baumwolle sind sie fast unverwundlich haltbar, dabei weich, geschmeidig und angenehm selbst für die empfindlichste Haut, gehen beim Waschen auf, ohne zu erkalten und werden nicht hart, sondern nach jeder Wäsche weicher und schöner. Erhitzen die Haut nicht, saugen den Schweiß auf, ohne zu erkalten und sind dadurch der beste Schutz gegen Erkältung und Rheumatismus. Bewähren sich ausgezeichnet auf Reisen, bei Märschen, beim Reiten und bei Ausübung jedes anderen Sports. Darum **tragt echte Vigogne.** Im Sommer und Winter für Erwachsene und Kinder das Vorteilhafteste, was es gibt. Nur echte und unschädliche Farben, helle und dunkle Melangen, gebleicht-weiss und diamantschwarz.
Nur echt mit obigen Schutzmarken.
Zu haben in allen besseren Garn- und Wollwarenhandlungen.
Wo nicht vorrätig, weisen wir die nächste Bezugsquelle bereitwilligst nach.

M. M. Catz * Crefeld

Seiden- und Sammet-Manufactur
Gegründet 1846
empfiehlt ihre vorzüglich bewährten
Seiden-Stoffe
für Strassen-, Gesellschafts- und Ball-Toiletten.
Brautkleider.
Muster franco.

Teppiche!

Billigste Bezugsquelle für
fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare à 5, 6, 8, 10 bis 100 M. Prachtatlas gratis!
Sophastoff-Reste
einfarbig u. bunt spottbillig. Proben franco.
Teppichfabrik **Emil Lefèvre** Berlin S. Oranienstr. 158.

Echte Briefmarken.
100 überseeische M. 2.—
50 orientalische „ 1.50
8 Columbus „ 1.75
Alle verschieden!
Porto extral!
Preisliste kostenfrei!
CARL GEYER & Co., AACHEN.
Briefmarken-Großhandlung.

Für Kunstfreunde.

Unser neuer, vollständiger, reichillustrirter **Katalog für 1896** über Tausende von Photographuren und Photographien nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pfennig in Postmarken franco zugesandt.
Photographische Gesellschaft
Kunstverlag Berlin,
Dönhofsplatz.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Flach- u. Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerie-Vorlagen auf Papier u. direkt auf Holz gedruckt. Preiscourant mit 1200 Ill. über 1000 Nrn., auch über Werkzeug und Materialien für 30 Pf. Briefm.
Mey & Widmayer in München.

Sie sparen

Handschuhe,
Strümpfe und Socken
Paul E. Droop, Chemnitz 3.

Or. Eintommen hat j. J. od. Dame, die gegen hohe Provison meine pat. hyg. Corsets u. die gangbarsten Gaushaltartikel — Cacao, Thee, Fleischextract — verk. wolle. Berl. Sie Katalog! Leipzig. J. Proffauer, Fabrik pat. Artikel.

Buchführung

und Comtoirbücher lehrb. mündlich und brieflich gegen Monatsraten **Handels-Lehrinstitut Morgenstern, Magdeburg.** Prospekt und Probebrief kostenfrei.

Heirath.

Alleinstehender Herr, vornehmer Herkunft, vermögend — von tadellosem Ruf und Charakter — bittet vermögende Dame um Correspondenz unter J. Qu. 9940 an die Exp. d. „Berliner Tageblatt“, Berlin SW.

Die Krone
Direkter Import:
Java-Holland
Geg. Nachnahme vers. ich frei 4 1/2 Kg. reinen Java-Kaffee à M. 15,30 I. Qual. à M. 14,40 II. Qual. à M. 13,50 III. Qual.
Direkter Import:
China-Holland
4 1/2 Kg. hochfeine Thee-Mischg. à M. 27.—, I. Qual. à M. 22,50 II. Qual. à M. 18.—, III. Qual. Bei 2 1/2 Kg. nicht frei. **R. Jansonius,** Special Kaffee u. Thee. Hauptgeschäft: Groningen, Holland. Niederlage: Leer, Deutschland, in Ostfr.

Leichner's Fettpuder

und
Leichner's Hermelinpuder.
Sie sind die besten unschädlichen Gesichtspuder u. geben der Haut einen zarten, rosigen, jugendfrischen Ton. Man merkt nicht, dass man gepudert ist. Zu haben in der Fabrik **BERLIN, Schützenstr. 31,** und in allen Parfümerien.
Man verlange stets:
Leichner's Fettpuder.

Für die Karneval-Saison

empfehlen wir unsere reiche Auswahl eleg. colorirter **Pariser Maskenbilder.**
Masken-Tableaux von je 6-9 Figuren (Herren u. Damenostüme) à 1 M.
Masken-Gruppenbilder, 3 Figuren (Damenostüme) à 60 c.
Einzeln Figuren (Damenostüme) à 80 c.
Kindermasken-Tableaux von 6-7 Figuren à 1 M.
Kindermasken-Gruppenbilder von 6-7 Figuren à 60 c.
Collection Niquan. reizende Sammlg. f. Herren, Damen u. Kinderostüme, hochleg. color. m. Rückenansicht à M. 1.20.
Ausführl. Katalog ca. 570 Nrn. gratis u. franco. **Hoffmann & Ohnstein, Leipzig.**

Hochfeine Tafelbutter

frisch und taßellos verfertigt in 10 Pfund-Postcolli zu 10 Mk. gegen Nachnahme die **Dampfmolkerei u. Käsefabrik, Ragwitz.**

Damen!

die einen größeren Bekanntheitskreis besitzen, erhalten lohnenden Nebenverdienst durch Verkauf von Damenkleiderstoffen u. i. w. nach Mustern an Private. **Paul Louis Jahn,** Fabrik u. Versandgeschäft, Greiz 18.

im Stände alldente-sche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.
Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Plattenschnappapparate für Industriell u. Dilettanten. Preis M. 14-26.
Gustav Fritzsche, Leipzig.
Königl. Hoflieferant.
Illustr. Prospekt u. Preisverz. franco u. grat.

Schönheit der Zähne

Sarg's anerkannt unentbehrliches **Zahnputzmittel.**
Zu haben bei den Apothekern, Droguisten, Parfumeurs etc. à 60 Pf.
Anerkennungen aus den höchsten Kreisen liegen jedem Stücke bei.

PARFÜMERIE LOHSE

Edelveilchen

der köstlichste Veilchenduft, dem frischgepflückten Veilchen gleich:
Parfüm — Seife — Puder — Toilettewasser — Brillantine — Riechkissen.
Gustav Lohse, BERLIN W. 45/46 Jägerstrasse 45/46
Königlicher Hoflieferant.
Käuflich in allen Parfümerie-, Galanterie- und Drogen-Geschäften, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

Prüfet Alles — Behaltet das Beste!!!

„VICTORIA“ Nähmaschinen

Gegr. 1863 | aus der Fabrik | Gegr. 1863

H. Mundlos & Co., Magdeburg-N.

sind aus bestem Material, aufs Sorgfältigste justirt, mit patent. Verbesserungen, im höchsten Grade vollkommen, dauerhaft und leistungsfähig, arbeiten schnell, geräuschlos, leicht, sicher und liefern einen wundervollen Stuch.

Man achte auf die Fabrik-Marke.

Wenn an irgend einem Platze nicht vertreten, giebt die Fabrik die nächste Bezugsquelle an.

D. R.-No. 70693 D. R.-G.-M. Engl. Pat. Amerik. Pat. Franz. Pat. Pat. „ 72170 No. 6600 No. 3235 No. 51539 No. 227966

Meine erste Liebe.

Erinnerungsbild von M. Schoepp.

Nachdruck verboten.

Ich sehe zurück in die Zeit, da ich jung war. Wie lange liegt sie hinter mir!

Ich sehe mich von Freunden und Freundinnen umgeben — wie ich sie liebte, meine Jugendgenossen! Wie blickte ich so gern in die strahlenden Augen, erwiderte einen verstohlenen Händedruck — ich meine leises Knistern und Rauschen zu hören; eine liebe Stimme flüstert mir etwas zu — und ringsumher Kerzenlicht und blizende Uniformen und lichte Frauengestalten . . . Vorbei, vorbei! Mein Auge ist trübe, und die Hand zittert, und weiß, schneeweiß ist mein Kopf. Man hat mich in den Garten unter die Linde gebracht. Ich pflanzte sie, da ich jung war, und pflegte sie und schützte sie vor Kälte im Winter und vor Hitze im Sommer. Und nun breitet sie schirmend ihre ästige Krone über dem müden Pilger, und nur wenige Sonnenstrahlen drängen sich durch das grüne Dach zu mir herab. Schmetterlinge tummeln sich und flattern dahin in seliger Liebeslust, und über mir girrt es in schmelzenden Tönen, Leben und Liebe und Lenz um mich her — da kommt ein lächelnder Knabe und bringt mir Erinnerung.

Er setzt sich mir zur Seite, sieht mich an mit strahlenden Augen, nimmt meine faltige, welke Hand zwischen seine rosigen Finger und führt den Griffel, den ich willentlos hielt. Und da kommen sie heran, die lieblichen Bilder der Vergangenheit; Gestalten, die ich längst vergessen, ziehen plötzlich winkend und grüßend an mir vorüber. Aus dem Nebel tauchen sie auf und verschwinden im Nebel. Sie sind längst gegangen. In ihrem Frühling die einen, die andern vom Reif getroffen. Sie winken und grüßen und lächeln — und ein grauer Schleier hat sich über sie gelegt. Wehmütig schaue ich ihnen nach . . .

Der lächelnde Knabe winkt mit der Hand. Und mein Leib reckt sich; ich fühle, wie feuriges Leben in meinen Adern pulsiert. Leicht schreitet mein Fuß über den Kiesweg der belebten Promenade — ja, ich bin jung! Ich bin wieder jung geworden! Ich fühle, daß man mir freundlich nachsieht. Schöne Augen blitzen mich an; wie verführerisch die jugendlichen Gesichter unter den Schleiern sich zeigen! Sittsam schreiten reizende Gestalten neben dunkel gekleideten Matronen; meine ehrfurchtsvollen Grüße werden mir mit freundlichem Lächeln erwidert. Ich weiß, daß man mich gern sieht. Man prophezeit mir eine große Karriere. Der Botschafter zeichnet mich sichtbar aus. Er betraut mich mit Aufträgen für unsere Regierung, die sonst nur gewiegten Diplomaten zugewiesen werden. Und ich weiß, daß unsere Excellenz mich für den vakanten Posten in Petersburg vorgeschlagen hat. Den nächsten Monat werde ich vielleicht schon am Zarenhof sein.

Da — ist das nicht der Fuchs meines Freundes aus dem Maggharenlande? „Servus, Belsà!“ Wie er sein Pferd pariert! Magnifique! — Der arme Junge! Der blonden Komteß gilt sein Verben. Ich fürchte, er müht sich vergebens. Sie wird dem Teutonen an ihrer Seite ihr Herz geschenkt haben. Ein schönes Paar, stolz und kühl und blond. Ich mag sie nicht. Sie sieht sich immer gleich. Und ich liebe Frauen mit Temperament. Wie langweilig eine Ehe zwischen zwei so korrekten Menschen sein muß!

Ich bin am Springbrunnen; der Kies auf den Wegen hört hier auf; jenseits giebt es Wege, die von Laub bedeckt und von Wurzeln durchzogen sind. Die Nymphen in den Gebüsch sind vom Wetter arg mitgenommen und ihre marmornen Sockel von Schlingpflanzen umrankt. Der Hof liebt diese Partie des Parkes nicht, und die ihm nahe stehen, insolge dessen auch nicht. Man hat sich daran gewöhnt, langsam und vornehm um den Brunnen und dann zur Stadt zurückzugehen.

Doch ich höre gern das Laub unter meinen Füßen rascheln; ich läge mich dort in ein Märchen hinein, in dem es keine Kieswege und keinen Hof und keine Protektion giebt. Es ist ein kurzes Märchen, aber sein Zauber erquickt mich für viele Stunden. Es giebt auch Nachtigallen hier; ich habe im letzten Jahre ihren Tönen unter dem Goldregenbusch gelauscht. Sie werden auch diesmal kommen; doch noch ist es zu kühl für sie im Teutonenlande.

Und da der Nachtigall Gesang mich umstrickte, fielen meine Augen auf ein Weib auf der Rasenbank; ein Weib mit goldenem Haar und Märchenaugen. Träumerisch sah es auf zu der kleinen Sängerin, und lässig lehnte ihr schlanker Körper am Stamme der Traueresche. Sie erblickte mich nicht, ich beirrauschte mich an dem reizenden Bilde. Sie gehörte nicht zur Gesellschaft, und die Einsamkeit machte mich kühl. Ich habe sie geküßt und — ach, ich war ein Narr; die Göttin der Liebe blickt anders.

Ich habe sie nicht wieder gesehen. Doch



Die Belauschten. Gemälde von W. Geets.

ich denke ihrer, wenn das Laub raschelt und der Brunnen hinter mir liegt. Ich denke ihrer flammenden Augen und ihrer zuckenden Lippen und der kleinen, geballten Fäuste — wie schön war sie! Und ich stand vor ihr wie ein leichtfertiger Knabe, der seine Hand freudig gegen ein Kunstwerk erhob.

Wie sich die Natur schmückt mit dem ersten Frühlingsgrün! Wie es am Boden sproßt und keimt! Und lau und wohligh wehen die Lüfte, und tiefblau wölbt sich der Himmel über der erwachenden Erde. Meine Brust hebt sich in tiefen Atemzügen; meine Lippen öffnen sich, um mehr, mehr der balsamischen, würzigen Waldluft zu schlürfen. Ich habe meinen Hut abgenommen, damit der Frühlingswind die heiße Stirn kühle; rasch schreite ich vorwärts; es stürmt und drängt in mir — dem Lenz entgegen.

Und da — da unter den Bäumen geht sie; schnell und hastig wie ich; an langem Bande trägt sie den breitrandigen Hut am Arm; leicht und geschmeidig gleitet sie durch das üppig wuchernde Unterholz; ihr Kleid streift den Boden und ihr Kopf, ihr wunderschöner Kopf mit den goldenen Haaren ist in den Mäden zurückgeworfen wie in übermütiger, schäumender Jugendluft.

Wer ist sie? Ich will wissen, wer sie ist — ich muß es wissen! Ich kreuze ihren Weg; sie sieht mich. Eine tiefe Röte überfliegt ihr Antlitz — und fremd und stolz geht sie an mir vorüber der Stadt zu. Wie schade! Zum zweitenmal habe ich ihr eine Freude verdorben. Ich setze mich auf einen Baumstumpf und sehe ihr nach, bis sie meinen Augen entschwinden ist.

Und am nächsten Tage bin ich wieder dort; sie läßt mir keine Ruhe. Aber sie ist nicht da. Morgen, tröste ich mich. Doch auch vergebens. Ich versuche, unter meinen Freunden nach ihr zu forschen, besuche Theater und Konzerte — niemand kennt sie; nirgends kann ich sie finden. Belä klagt mir sein Liebesleid — ich finde ihn langweilig; die kleine Komtesse Fürstenau schmollt mit mir, daß ich vergessen konnte, ihr Noten abzuschreiben — ich fühle nicht einmal Gewissensbisse. Man nennt mich zerstreut, unhöflich und endlich verliebt, und ärgerlich gehe ich heim und lese im Voltaire.

Ich bin fest entschlossen, heute zum letztenmal im Park auf sie zu harren und mir Mühe zu geben, sie zu vergessen. Frau von Lersjen nekt mich ob meiner Vorliebe für die Einfachheit und sieht dabei nicht gerade zärtlich auf ihre bleichsichtige Tochter. Hochmütig und stolz sind die Lersjens und notorisch arm. Aber sie halten auf Etikette und geben einen Ball in der Neujahrswoche, zu dem auch Mitglieder des Hofes erscheinen. Es heißt, daß Beziehungen zwischen ihnen und dem Hof bestehen; doch ich vermute, daß unsre gute Walden das verbreitet hat, sie ist boshaft von Natur.

Sei mir gegrüßt, Wald! Freiheit! Märchenland! Ich gehe hinüber zum Goldregenbusch — er wird bald Knospen ansetzen — und es durchzittert mich wonnige Freude. Vor der halb zerfallenen Rajadengruppe hinter der Buchenhecke steht sie, den Kopf ein wenig zur Seite gebeugt, die Hände — wunderbar schmale, edle Hände — auf dem Rücken gefaltet, in Betrachtung versunken. Sonnenstrahlen küssen ihr goldiges Haar und irlen hinüber zu dem bröckelnden Gestein und tauchen das braune, welke Laub und die von grünem Moose überwachsenen Skulpturen und die alten, rissigen Baumstämme in violette Tinten.

Ich kann den Blick nicht wenden. Wie gebannt stehe ich und verfolge mit trunkenen Augen die edlen Linien ihrer klassischen Gestalt. Minutenlang. Dann fühlt sie es. Ihre ungezwungene Haltung verschwindet; unruhig blickt sie sich um, noch einen Augenblick — und sie hat mich bemerkt. Nur wenige Schritte sind wir voneinander entfernt; die Buchenhecke trennt uns. Unsrer Blicke tauchen ineinander; atemlos verharre ich, und tolle Freude erfüllt mich, als sie langsam ihre Lider senkt und dunkle Blut ihr Antlitz bis zum Halse herab bedeckt. Aber eine Falte liegt zwischen den kühn geschwungenen Brauen, und der kleine Mund ist fest zusammengekniffen.

Ich halte den Hut in der Hand, ich weiß, daß meine Augen eine stumme Bitte enthalten. Und wie sie jetzt eine Bewegung macht, als wollte sie gehen, kann ich nicht länger an mich halten. „Weihen Sie, Fräulein, ich sehe Sie an. Sie zürnen mir, und es macht mich unglücklich, Sie beleidigt zu haben. Weihen Sie und haben Sie die Gnade, mir zu sagen, wie ich Ihre Verzeihung erlangen werde.“

Sie antwortet nicht und beugt sich herab, um den ins Gras gefallen Hut aufzunehmen.

„Hören Sie mich! Ersparen Sie mir die Beschämung, mich Ihrer Verzeihung unwürdig zu denken! Glauben Sie, Sie sind ebenso schuldig wie ich! Denn meine stürmische Huldigung galt der Schönheit; ich war der Stadt entflohen, um mich in der Natur zu erholen. Und da träumte ich von Lenz und Liebe, da klagte die Nachtigall, und vor mir erblickte ich die Märchenfee. Nein, Sie dürfen mich nicht verurteilen. Ich war verzaubert. Und ich fürchte: Sie waren die Zauberin.“

Sie sieht nicht mehr so streng aus. Ja, ein kaum merkliches Lächeln schwebt um ihre Lippen. „Wenn Sie dem Waldzauber erlegen sind, sei Ihnen vergeben. Adieu, mein Herr!“ Und sie macht mir einen reizenden Knix und wendet sich dem Waldpfad zu, der am Brunnen mündet. Ich bin verblüfft, entzückt — und entschlossen, ihr zu folgen. Ein kühner Sprung über die Hecke und in wenigen Sekunden bin ich an ihrer Seite.

„Aber ich vergab Ihnen bereits, mein Herr!“ sagt sie. — „Und ich muß Ihnen dafür danken, mein Fräulein.“ — „Der Dank ist Ihnen erlassen.“ — „D, ich will nicht in Ihrer Schuld stehen.“ — „Vergeber ist Christenpflicht.“ — „Also hielten Sie mich für einen Sünder?“ — „Ja, für einen reumütigen.“ — „Gottlob!“ — „Warum gottlob?“ — „Weil ich dann Aussicht habe, durch Sie bekehrt zu werden.“ — „Durch mich?“ — „Ja, auch das ist Christenpflicht.“

Sie sieht mich verduht an und lacht belustigt. Und ich schwimme in einem Meer von Wonne und meine, nimmer ein so reizendes Geschöpf gesehen zu haben. Ich begleite sie bis zu ihrer Wohnung, und sie entläßt mich mit einem gütigen Lächeln. Sie wird morgen wieder bei den Rajaden sein.

Ich setze sie am nächsten Tage und dann wieder — ich bin ein anderer Mensch geworden und der festen Ueberzeugung, daß ich die aufrichtigste Freundschaft für sie hege. Dann tritt Regenwetter ein; Frühlingsstürme brausen über die Erde — ausgestorben liegt der Park, und selbst die Kieswege sind schlüpfzig und unsauber. Und doch wandre ich täglich hinaus

zu den Rajaden und höre den Sturm heulen und klagen; frachend brechen Aeste von den Baumriesen, und Hagelförner prasseln in mein Gesicht. Aber ich liebe den Sturm und sein wildes Ungeflüm, seine ungebändigte Kraft.

Excellenz hat mir mitgeteilt, daß ich in längstens vierzehn Tagen meine Reise an den Hof des Zaren Nikolaus I. anzutreten habe. Man beglückwünscht mich; die Komtesse Fürstenau hat mir ihr Bild auf Eisenblech geschenkt, und Frau von Lersjen hat mich eine ganze Stunde mit ihrer Tochter allein gelassen. Wir haben von der Pension gesprochen und von Frau von Staël; sie ist wie ein wohl-erzogenes Mädchen stets zur rechten Zeit errötet, hat meistens den Teppich angeblüht und mir ihre letzte Ballade vorgelesen. Sie schwärmt für Wieland und ihren Literaturlehrer und hat selbstverständlich nie etwas vom Faust gehört.

Ich fühle mich geehrt durch all die Auszeichnungen; aber ich kann mich der Abreise nicht freuen. Und — da bin ich auf dem Wege zu ihr, zu meiner Märchenfee. In einem kleinen, alten, stillen Haus wohnt sie; ich kenne ihren Namen nicht; aber ich frage eine alte Frau nach dem Fräulein mit den goldenen Haaren, und sie weist mich die schmale Treppe hinauf. Ich klopf an eine niedrige, dunkle Thür, und ein freundliches Mädchen öffnet.

„Ich wünsche Mademoiselle zu sprechen.“ Sie nimmt mir Hut und Mantel ab und führt mich in ein kleines, helles Zimmer. „Wart a minute“ — und sie eilt hinaus. Sie hält mich für einen Bekannten ihrer Herrin. Sie hat ihr meine Karte gegeben; ich bin neugierig, wie sie mich empfangen wird.

Langsame Schritte, die weißgestrichene Thür öffnet sich zögernd — in entzückender Einfachheit tritt sie mir entgegen. „Seien Sie willkommen in meinem Hause —“ sie reicht mir ihre Hand und entzieht sie mir errötend, da ich sie küssen will. „Kommen Sie hier herein, in mein Atelier; es ist gemütlicher.“ Die Morgenbeleuchtung läßt diesen Raum so kalt erscheinen.

Also sie ist Malerin. Skizzen und fertige Gemälde zieren die Wände; ein Farbergeruch erfüllt das Zimmer, und Blumen, viele, viele Blumen stehen umher. „My only passion,“ sagt sie, dann deutet sie auf ein niederes Sofa. Sie sitzt mir gegenüber; ihre Locken fallen über ihre Schultern; ich kann mich nicht satt sehen an den goldenen Wellen, die das reizende Gesicht umrahmen.

Wie sie zu plaudern versteht! Wie leicht und gewandt sie die Konversation führt! Eine Stunde ist im Fluge verstrichen. Es ist Zeit, mich zu verabschieden.

„Darf ich wiederkommen?“ — „Wenn Sie gern kommen.“ Und ich wiederhole meinen Besuch; wieder und wieder. Und in drei Tagen muß ich scheiden. Eiferfüchtige Angst beschleicht mich, wenn ich daran denke, sie verlassen zu müssen.

Ich sitze ihr gegenüber und sehe auf ihre schlanken Finger, die den grauen Karton halten. „Darf ich eine Frage stellen?“ — „Gewiß.“ — „Haben Sie keinen Freund, keinen Beschützer hier in der Stadt?“ — „Nein.“ — „Sie sind ganz allein?“ — „Ganz allein.“

Ihre großen Augen sehen mich so rein und klar an, ihr Antlitz ist so ruhig, und ich fühle mich verwirrt.

„Sie sind so schön — sprach man niemals zu Ihnen von Liebe?“

„Von Liebe?“ Es flammt über ihr Antlitz. „Nein, man kümmert sich nicht um mich. Ich lebe abgeschlossen für mich und meine Kunst. Meine Eltern sind lange, lange tot, und the old maid, das mit mir lebt, ist meine Gesellschafterin. Vielleicht werde ich einmal eine Künstlerin werden. Nein, man hat noch nicht von Liebe zu mir gesprochen. Und dann —“ sie lehnt sich in der Couleuse zurück und sieht sinnend von unten herauf in meine Augen.

„Und dann?“ Ich beuge mich vor, um sie ganz mit meinen Blicken zu umfassen.

„Dann stelle ich so hohe Ansprüche an die Liebe, daß ich glaube, sie können nicht erfüllt werden.“

„D, sprechen Sie!“ Gespannt sehe ich sie an.

„Wenn ich liebte, müßte mein Herz und meine Seele von dieser einen Empfindung erfüllt sein — und dasselbe verlangte ich von dem Manne.“

„D, wenn das —“

„Wir müßten auf derselben Geistesstufe stehen, um uns völlig ergänzen zu können, völlig zu verstehen; unsre Geister müßten eins sein. Und endlich müßte er mir eine unbegrenzte Achtung entgegenbringen, wie ich sie für ihn hegte. Er müßte die Kunst, der ich ergeben bin, als etwas Heiliges achten. Er und sie und ich müßten zusammenleben und ... ach, glauben Sie, daß es einen solchen Mann giebt?“

„Sie denken niedrig von uns, mein Fräulein.“

„Nein, nein, gewiß nicht. Aber ich war aufrichtig, und ich fürchte, ich denke zu ernst. Und das mag langweilig sein ... Sie müssen die Skizze von der Rajadengruppe sehen. Erkennen Sie sie? Gefällt sie Ihnen?“

Ich unterdrücke einen Seufzer; sie weicht mir aus. Ich nehme das Blatt — es ist ein kleines Kunstwerk. Ich bin überrascht. „Wollen Sie mir's zum Andenken geben?“

„Zum Andenken? Ach, richtig, Sie wollen fort.“ Mir scheint, als erlassen ihre Wangen. Oder macht es das Licht?

„Nein, es ist noch nicht fertig.“

Als ich nach Hause gehe, wiederhole ich ihre Worte. Mir ist seltsam traurig zu Mute. Ich denke an Belä und die blonde Komtesse; ich denke an die Pflichten, die ich meinem Namen und meiner Stellung schuldig bin. An ihre Kunst und an ihre wundervollen Augen. Und ich weiß, daß ich sie liebe.

Und zum letztenmal bin ich bei ihr. Ich habe ihr einen Strauß Frühlingsblumen mitgebracht, die nun auf ihrem Schoß liegen zwischen ihren gefalteten Händen. Sie trägt ein weißes Kleid, und schneelig sind ihre Wangen. Dunkle Ringe liegen um ihre Augen. Es will nicht über meine Lippen, daß ich gekommen bin, um Abschied zu nehmen.

„Und wann reisen Sie?“ — „Die Post ist morgen früh bestellt.“ — „Und Sie werden für immer dort bleiben?“

„Ja — ich weiß es noch nicht.“

Sie lächelt mich traurig an. „Ich werde oft an Sie denken.“ Und dann steht sie auf und holt einen kleinen Karton — es ist die Rajadengruppe, und sie ist darauf und ich an der Buchenhecke. Und sie hält die Augen mit der Hand bedeckt, als weine sie.

Gerührt blicke ich zu ihr auf — ich sehe in ein thränenüberströmtes Gesicht; einen Augenblick legen sich zwei weiche Arme um meinen Hals — ich fühle einen Kuß auf meiner

Stirn — „lebe wohl!“ Und sie ist verschwunden. Und wie ich auch bitte und flehe — die Thür bleibt verschlossen; nur ihr leises Schluchzen höre ich.

Ich bin abgereist mit einem dumpfen Schmerz im Kopf und im Herzen. Excellenz hat mir die besten Empfehlungen mitgegeben; meine Aussichten sind glänzend; mir zu Ehren wurde ein Fest gegeben, und man wünschte mir Glück auf den Weg. Lustig ertönt das Horn des Postillons; die vier Pferde greifen aus; donnernd rollt der Wagen über das unregelmäßige Pflaster. An ihrem Hause fährt er vorüber. Weit lehne ich mich hinaus — sie steht am Fenster, den Blumenstrauß, den ich ihr brachte, an die Brust gepreßt und winkt mit ihrem Tuche. „Lebewohl, lebewohl!“

Ich drücke mich tief in die Wagenecke und hülle mein Haupt in den weiten Mantel. Mir ist so weh ums Herz, so weh — und ich weine um meine erste Liebe ...

War es ein Traum? Ich sitze unter dem Lindenbaum und sehe in das lächelnde Antlitz des Knaben „Erinnerung“. Er hält meine runzlige, welke Hand zwischen seinen rosigen Fingern und führt den Griffel. Ein Windstoß fährt durch die Wipfel — ein leiser Seufzer und mein lieblicher Gefährte ist verschwunden.

Müde sinkt mein Haupt auf die Brust; die Last der Jahre hat es gebeugt. Wann — wann wird der Schummer kommen?

Wie die Pariserin Einkäufe macht.

Plauderei von Annie Bock.

Nachdruck verboten.

Es gibt es wohl in der ganzen Welt eine Frau, gleichviel ob arm oder reich, hoch oder niedrig, die nicht mit Vergnügen über ihre Toiletten nachdenkt? Und ich weiß nicht einmal, welches das größere Vergnügen bereitet: vernügte seines Reichthums sich stets sofort alles das kaufen zu können, was der Geist sich erinnert und das Herz begehrt — oder sich ein entzückendes Kostüm, einen reizenden Hut zu erdenken, erträumen, berechnen, ohne eigentlich die Mittel dazu zu haben, und nun beständig in der Hoffnung zu leben, sich diesen luxuriösen Traum eines Tages vielleicht verwirklichen zu können! Ob das endgiltige Vergnügen nicht durch das lange vergebliche Wünscheln, Träumen, Hoffen, Sehnen noch an Reiz gewinnt? Oder ob es reizvoller ist, einfach bei einer Schneiderin vorzufahren, sich ein halbes Duzend Frühlings- und ebensoviele Sommertoiletten zu bestellen, von denen man im Voraus weiß, daß sie alle prächtig ausfallen und entzückend zu Gesicht werden? Ich weiß es wirklich nicht! Das aber weiß ich, daß alle Frauen der ganzen Welt sich gern putzen und schmücken, wenn auch jede Nationalität es auf ihre eigene Weise thut.

Aber nicht allein in der Art und Weise, wie sie sich kleiden und putzen, besteht die Verschiedenartigkeit der Nationalitäten, sondern auch in der Art und Weise, wie sie sich diesen Fuß beschaffen. Die Beobachtung dieser Verschiedenartigkeit ist sogar ein gar nicht uninteressantes Studium.

Die Pariserin, die Berlinerin, die New-Yorkerin, die Londonerin, die Petersburgerin, sie sind nicht allein in der Wahl ihrer Toilette, in der Art und Weise sie zu tragen — nein, auch in der Manier, wie sie einen Laden betreten und einen Gegenstand verlangen, völlig verschiedenartige Wesen.

Die Pariserin, selbst die eleganteste, die reichste, schent vor keiner Mühsal, keiner Anstrengung zurück, um in den Läden und Magazinen genau das herauszufinden, was ihr Kopf sich erdacht hat, und was sie haben will. Sie braucht zum Beispiel einen Hut! Sie weiß so ziemlich genau, was sie haben will, denn jede Pariserin hat bezüglich ihrer Toilette Erfindungsgabe und Geschmack, und nun geht sie auf die Suche danach aus. Sie betritt einen Laden. „Ich möchte einen Hut haben!“

In Berlin würde die erste Gegenfrage der Verkäuferin lauten: „Für Sie selbst?“ Als ob es wahrscheinlich wäre, daß man für eine andre, die zu Hause geblieben, einen Hut kaufen wird!

In Paris stellt man diese geistvolle Frage nicht. Man erwidert höchstens: „In welchem Genre?“

„Mein Gott!“ antwortet die schlaue Pariserin, die ganz genau weiß, was sie will, „das weiß ich nicht so genau. Etwas Hübsches, Neues, ein bißchen originell — zeigen Sie mir einiges, bitte.“

Man legt ihr Hüte vor. In allen Größen, Formen, Farben, Stilarten. Sie befielt sie, nimmt sie in die Hand, dreht sie nach allen Seiten, legt sie hin, nimmt sie noch einmal auf, und macht dabei ein Gesicht, als ob ihr auch nicht ein einziger davon im mindesten gefiele. Dabei aber hat ihr rascher und scharfer Blick sofort die Vorzüge und Nachteile jedes einzelnen erkannt. Nur das kann sie natürlich durch einen flüchtigen Blick nicht feststellen, welche Form ihr am besten stehen wird. Bleibt also die Probe übrig.

Sie nimmt nun mit großer Seelenruhe vor dem Spiegel Platz und probiert einen Hut nach dem andern aus. Zu jeder Form wird zugleich die Frisur ein wenig verändert. Und über jeden einzelnen Hut — ob sie ihn auch wieder zur Seite legt — hat sie ein anerkennendes Wort zu sagen.

„Dieser ist reizend — sehr; nur hier die beiden Flügel müßten ein bißchen — ja, ein bißchen höher hinauf. Das kann man machen? Ja? Sehr schön. Dieser? Entzückend. Aber das Band hier — wenn man's vielleicht ein wenig schmaler faltete, oder — hier dicht am Ohr — noch eine Blume. Dieser? Recht hübsch, nur ein wenig zu dunkel. Hübsch — ja, aber entschieden zu hell — nicht leicht genug, etwas überladen! Wie meine Liebe, wie? Ja, zu überladen. Aber hübsch!“ Sie hat sie alle ausprobiert. Dreißig — vierzig — sechzig? Sie weiß es selber nicht mehr. Nun setzt sie kaltblütig wieder ihren eigenen Hut auf, erhebt sich, weist auf den daliegenden Haufen von Hüten, sagt gnädig: „Ich werde sehen — muß mir's noch überlegen.“ — und begiebt sich sofort in ein andres Modengeschäft, wo dasselbe Spiel von neuem beginnt. Und das wiederholt sich so lange, bis sie gefunden hat, was sie sucht.

In der Beziehung ist sie unbarmherzig. Aber auch unbarmherzig gegen sich selbst. So läßt sie sich keinen von den sogenannten „einigen Gelegenheitskäufen“, bei denen man die schönsten Sachen zu spottbilligen Preisen bekommt, entgehen. Ob sie gleich in dieser Woche schon vergeblich zu zwei dieser „Gelegenheiten“ gegangen war und nichts Kaufenswertes fand, fühlt sie doch die moralische Verpflichtung in sich, auch noch einen dritten solchen „Gelegenheitskauf“ zu besuchen. Heute soll sich's um eine günstige Gelegenheit für Handschuhe handeln.

Und sie braucht selbstverständlich — wer möchte daran

zweifeln? — gerade jetzt Handschuhe so nötig! Eine so günstige Gelegenheit muß man daher ausnutzen, und zwar ordentlich! Sie begiebt sich also hin nach dem bewußten Magazin. Der Ladenbesitzer nähert sich ihr mit verbindlichem Lächeln! Warum mögen eigentlich Handschuhverkäufer stets so lebenswürdig sein? Ich weiß es nicht. Begnüge mich daher damit, die Thatsache zu konstatieren.

„Gnädige Frau wünschen Handschuhe?“
Sie sieht ihn ein wenig verächtlich an. „Natürlich.“ Als ob sie nicht extra zu diesem Zweck gekommen wäre!

Man legt ihr ganze Bündel von Handschuhen vor. Die Prüfung beginnt; eine peinlich genaue, strenge Prüfung. Sie nimmt die Handschuhe auf — bezieht sie — befüßt sie — zieht sie in die Länge, zieht sie in die Breite, wirft sie wieder hin, nimmt andre auf — in wenigen Minuten ist so ein ganzer Karton voll durchgeprüft. Sie regnet förmlich aus ihren kleinen Händen herab in den Kasten zurück; die Handschuhe, die sie prüft, bleiben in den unerwartetsten und seltsamsten Stellungen liegen — mit ausgebreiteten, von sich gestreckten, gekrümmten und winkenden, lodenden Fingern. Nun hat sie sie alle geprüft. Sie kräufelt etwas verächtlich die Oberlippe.

„Hervorragend gut sind Ihre Handschuhe nicht,“ sagt sie — aber wie um sich selbst für die sonst verlorene Zeit zu entschädigen, kauft sie ein Duzend Paar. Sie kann doch nicht so ganz umsonst den Weg gemacht haben! Und dann die Kosten des Wagens, der draußen wartet — die müssen doch auch herausgeschlagen werden! Kurz und gut — sie beginnt die weiteren Räume des Magazins zu durchwandern, auf der Suche nach — wonach? Das weiß sie selber noch nicht. Aber sie wird schon sicherlich etwas finden. Dort — dort drüben zum Beispiel, in der Seidenwarenableitung, da sieht sie etwas — eine Farbe, ein Muster — entzückend! Sie steuert darauf los, sie bezieht es, befüßt es — das könnte einen köstlichen Rock abgeben. Zum Frühjahr — ganz reizend. Sie läßt sich also behaglich nieder.

„Gnädige Frau wünschen Seidenstoff?“

„Jawohl. Dieses hier — bitte, zeigen Sie einmal.“

Der Kommiss breitet den Stoff vor ihr auf dem Tische aus. „So — ja — ach bitte — wenn Sie so freundlich sein wollten, noch ein wenig mehr in Falten — ja, ja — ach, entzückend! hm! Das wäre also der Rock. Nun für die Taille — wie wär's mit diesem viehx rose dort hinter Ihnen? Ja — das. Ach nein — zu lebhaf! Besser wäre ein mordero! Sie haben es? Ja — das glaube ich. Bitte, zeigen Sie es mir. Das? hm — nein. Das ist doch nicht das richtige. Ueberhaupt muß ich für die Taille Sammet haben. Unbedingt Sammet! So vielleicht das Rot des Herbstlaubes. Wie? Sie haben das nicht? Ah, das ist ja unmöglich. Bitte, suchen Sie nur ein bißchen. Sie werden sicher etwas Derartiges finden. Ich kann doch unmöglich den Weg ganz umsonst gemacht haben! Und ich bin lediglich hierher gekommen, um einen Sammet in der Nuance roten Herbstlaubes zu suchen. Wie? Sie haben es doch? Na. Ich dachte es mir schon. Natürlich haben Sie es. Das ist's? Ah! entzückend — wirklich zaubernd! Nur eines hab' ich daran auszufragen: es ist — ich weiß nicht — zu dem Rock — die eine Farbe tödtet die andre. Zum Rock muß etwas andres sein. Etwas ganz andres. Ja. Da oben zum Beispiel, das graue — das schillernde — das wäre hübsch! Wie? Sie sehen's nicht? Da, da ganz oben, mein Lieber, rechts. Sie meinen, das paßt nicht zur Taille? O, ich bin nicht Ihrer Ansicht. Zeigen Sie es mir nur. Ja, ja. Aber, ich bitte Sie. Ich will doch den Weg nicht umsonst gemacht haben! Ich bin doch lediglich hierher gekommen, um etwas in diesem grauschillernden Tone zu finden. Ach so — ich verstehe! Es ist zu hoch oben. Aber die Leiter, mein Lieber, nehmen Sie nur die Leiter zu Hilfe. Sehen muß ich's.“

Der unglückselige Kommiss, der dieser Mühsal gern entgegen wollte, klettert hinauf. Und da er nun schon einmal dabei ist, bringt er außer dem grauschillernden auch noch ein halbes Duzend andrer Seidenstücke mit. Er bindet sie auf, er reißt sie auseinander, er breitet sie aus, er legt sie in graziose Falten, und bald bildet sich vor den Augen der Käuferin eine wahre Mauer von farbenprächtigen, leuchtenden, rauschenden Seidenstoffen. Sie blickt darauf hin. Ein großer Seufzer entringt sich ihrer Brust. Eigentlich braucht sie gar kein Kleid, sie hat so viele — es wäre eine furchtbare Extravaganz! Aber der arme Mensch! Er hat sich so viel Mühe gemacht um ihre Willen! Um der bloßen Gerechtigkeit willen kauft sie doch verschiedenes von ihm! — Wirklich bloß um der Gerechtigkeit willen! Sie ist zwar nur gekommen, um Handschuhe zu kaufen, und bringt nun gleich vier Seidenkleider mit nach Hause! Und das nächste Mal kommt sie vielleicht, um billiges Briefpapier zu kaufen, und schleppt Taschentücher und Kravatzen mit nach Hause. Gleichviel! Sie behält stets ein gutes Gewissen! Denn sie hat ihre Zeit nicht verloren und hat den armen Kommiss nicht umsonst angestrengt.

Mit einer Bieg- und Schmiegsamkeit sondergleichen tritt die Pariserin auch jeder neuen Mode entgegen. Sie kommt in ein Schuhwarengeschäft, um Schuhe zu kaufen. Man erklärt ihr, daß die heurige Mode den platten, großen, englischen Absatz verlange. Sie ist vollkommen einverstanden. Ja, mehr noch, sie erklärt derartige Schuhwerk für das einzig tragwürdige. Nichts auf der Welt ermüdet sie so sehr, wie ein leichter Schuh mit hohem Absatz. Ebenjotig kann man gleich barfuß gehen. Nein, in diesem Schuh bleibt der Fuß hübsch ausgebreitet — die Behen haben freien Spielraum. Das ist das einzig Wahre!

Im nächsten Jahr sind die leichten Schuhe mit Louis Quinze-Absätzen wieder an der Tagesordnung. „Natürlich,“ erklärt sie, „ist das der einzig menschenwürdige Schuh. Der Fuß muß hübsch und zierlich aussehen, das ist die Hauptsache. Die Behen werden vorn zusammengedrängt — aber was schadet das? Ein Schuh braucht nicht bequem zu sein — er muß nur hübsch sein. Und nichts auf der Welt ermüdet so sehr wie der platte, breite Absatz.“

Man sagt ihr, daß Schnürstiefel Mode seien. „Nun, selbstverständlich! Wer wird denn auch etwas andres tragen? Knöpfe? Schauerlich! Ewig abgerissen!“

Man trägt keine Schnürstiefel mehr, sondern nur noch Knopfstiefel. „Nun — aber — versteht sich denn das nicht von selbst? Schnürstiefel sind entsetzlich. Entweder gehen die Schnüre auf und hängen herab, oder sie reißen.“ Und so fort. Sie schließt sich jeder neuen Mode in vollster Ueberzeugung an; die Mode spielt eben für die Pariserin die Rolle der absoluten Herrscherin, deren Gebot sich jede einzige zu beugen hat.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

—h. Unter den städtischen Fortbildungsschulen zu Berlin sind acht Schulen zum Unterricht für Mädchen bestimmt. Die Kurse sind derart eingerichtet, daß sie einen monatlichen Eintritt gestatten. Das Honorar beträgt für je ein Fach 50 Pf. monatlich. Für ganz mittellose Schülerinnen werden auch Freistellen zur Ausbildung gewährt; die Eingabe ist an die Direktion derjenigen Fortbildungsschule, in deren Stadtbezirk die Bewerberin wohnt, einzureichen. Der Lehrplan umfaßt: Deutsch, Rechnen, Buchführung, Französisch, Englisch, Plätten und Schneidern. In einzelnen Schulen wird auch Kochunterricht erteilt.

—n. Weibliche Organisten. In der Kirche des Diakonissenhauses zu Neudamm in Bayern wird das Amt des Organisten seit mehr als dreißig Jahren von einer Schwester versehen. Auch im Dresdener Diakonissenhaus und im Elisabethkrankenhaus zu Berlin spielen eingeleidete Schwestern die Orgel.

—n. Unter dem Namen „Frauenwohl“ (Vorsitzende Frau Kösch, Schaffnerstr. 13, II.) hat sich in Ulm ein Verein von Damen gebildet, die sich das gemeiname Lesen von Schriften zur Pflicht machen, die besonders das Erwerbsinteresse der Frauen fördern. Der monatliche Beitrag beträgt 20 Pf. Es sind je fünf Mitglieder unter einer Gruppenleiterin vereinigt, die den Lesestoff unter sich umlaufen lassen.

— In Ungarn ist die Aufnahme von Hörerinnen an den medizinischen und philosophischen Fakultäten und in den pharmazeutischen Abteilungen der Universitäten von der Regierung unter gewissen Kautelen gestattet worden.

—n. Amerika ist das Land der hohen Gagen für musikalische Leistungen. Die Patti erhält durchschnittlich 3000 Dollars für den Abend; ihr sind häufig 5000 gezahlt worden. Mme. Melba bezieht 1000 Dollars für den Opern- oder Konzertabend, Mme. Nordica und Mme. Games je 700, Mme. Calvé 600 Dollars den Abend. Berühmte Altstimmen, wie Mme. Scaldi und Brema, erzielen 300 bis 500 Dollars; durchschnittlich werden 50 bis 150 Dollars gezahlt. Für das Singen in Kirchenhöfen werden je nach dem Grade der Berühmtheit und Güte der Stimme, nach der Größe der Stadt und dem Reichtum der Kirche Jahresgehälter von 100 bis 1200 Dollars gezahlt. Singstunden werden für 50 Cents bis 2 1/2 Dollars die halbe Stunde erteilt. Pianistinnen von Ruf erhalten für den Konzertabend 100 bis 200 Dollars; gewöhnliche Solistinnen auf dem Konzertflügel haben 15 bis 50 Dollars abends; für Begleitung eines Konzertes giebt es 5—15 Dollars; Klavierstunden bringen einen halben bis 5 Dollars ein (also 2 bis 20 Mk. die Stunde). Der höchste Preis für Konzertleistungen auf der Bioline schwankt zwischen 150 und 200 Dollars. Aber nur wenigen Ausgewählten wird er gezahlt; manche tüchtige Kraft muß jahraus, jahrein sogar an Saalmiete für Konzerte noch zulegen.

— Totenschau. Gestorben ist in Berlin die Schriftstellerin Emmy Rossi. In Warmbrunn Frau Justizrat Grobdeck, die den Afrikaforcher Gustav Nachtigal auf seinen Reisen begleitet hat; ihr Vermögen hat die Verstorbenen der „Gesellschaft für Erdkunde“ letztwillig vermacht. In Ravenna Fürstin Konstanze Ghika, verwitwete Gräfin Raspori, Tochter des verstorbenen letzten Gopobars der Waladeti, Fürstin Konstantin Ghika. In Cambridge Miss Jane Lee, bis vor kurzem Vorsteherin des Newham-College, eine Philologin von umfassendem Wissen, die sich durch ihre Herausgabe von Goethes „Faust“ in englischer Uebersetzung in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. In Schloß Chrobaz in Russisch-Polen Marzgräfin Albertine Wielopolski, geb. Prinzessin Montenuovo, Enkelin des Grafen Reipperg und seiner Gemahlin, Erzherzogin Marie Luise, der Witwe Napoleons I.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Maskenbildes „Januar“.

Wer mit dem bunten Faschingkostüm nicht zugleich eine fröhliche, sogar etwas übermütige Laune anzulegen vermag, sollte sich lieber davon fern halten; selbst wenn die Kostüme so reizvoll sind, wie auf unserm kolorierten Bild. Jedes Karnevalskostüm nötigt eben eine Rolle aus, die nur mit heiterem Sinn durchführbar ist.

Das erste der hübschen Kostüme verbildlicht die Telegraphie. Auf weißem Atlas gedruckte Telegramme mit scherzhaften, für Freunde und Bekannte beziehungsweise eingerichteten Nachrichten sind in beliebiger Weise auf dem aus roten und grünen Atlasstücken gefertigten Rock anzubringen, den am Rande ein breiter Sammetstreifen umgiebt.

Dieser ist bogig ausgeschnitten und mit Silberschnur begrenzt. Von dem schwarzen Sammet heben sich wirkungsvoll aus silberner Schnur zu fertigende Telegraphenstangen mit ebensolchen Drähten und glühenden Glocken ab, und zwischen je zwei Stangen befindet sich das charakteristische, gestülpte Rad der Telegraphie in Goldstickerei. Die einzelnen Teile des Rockes sind mit Silberschnur begrenzt; das mit tiefer Schneppe gearbeitete Sammetmieder ist mit einem Laq aus grünem Atlas verziert, der in Gold und Silber die Embleme der Telegraphie trägt. Das Mieder ist mit kurzen, haushühen, grünen Atlasärmeln verbunden, die durch zackige, mit Silberschnur abschließende Aufschläge aus rotem Atlas begrenzt sind. Ein großer, hinten geschützter Krage, reich mit Silber verziert, der auf den Schultern je das Wort „Telegraph“ in schwarzer Seide gestickt trägt, ist der Taille aufgesetzt. Zu beiden Seiten des Laques ziirt diese das goldene, gestülpte Rad. — Der aus schwarzem Sammet gefertigte, vorn mit breiter, aufgeschlagener Krempe versehene Hut ist mit einer Telegraphen-



Hut (Rückansicht) zu Fig. 1.

stange aus Silberschnur versehen, die vorn auf dem spitzen Kopfe ruht. Von der Spitze aus fallen Silberschnüre herüber, die am Rande des Kopfes seitwärts und an der mit grünem, krausem Atlas unterfütterten Krempe in der Mitte unter Schlingenrosetten aus Silberschnur enden; siehe auch die Rückansicht zu dem Hut.

Von reicher Wirkung ist „Deutschland“ in Fig. 2. Ueber dem am Rande mit goldenen Eigheln und grünem Eighelaub bestickten Rock aus schwarzem Atlas fallen vier flaggenartige Teile aus Atlas, die die gleiche bestickte Umrandung haben und inmitten dieser die Wappen der bedeutendsten deutschen Länder zeigen. Der vordere Teil in leuchtendem Orange trägt den Reichsadler mit der Kaiserkrone, die Teile an den Seiten auf blau und weißem Grund das bayerische, auf grün und weißem das sächsische und endlich der rückwärtige Teil auf schwarzem und rotem Grunde das Württemberger Wappen. Unterhalb eines jeden Teiles befindet sich auf dem Rock der preussische Adler in schwarzer Seidenstickerei auf weißem Tuch. Die Schnepentaille aus schwarzem Atlas ist mit Gold- und Seidenstickerei geziert und mit kurzen Bauhärmeln aus schwarzem, rotem und weißem Atlas versehen. Ueberdies hat die Taille einen hinten und vorn geschützten, breit abfallenden Krage aus gelbem Atlas, der mit Axlern und Eighelaub bestickt ist. — Recht apart ist der Klapphut in Dreimasterform aus schwarzem, rotem und weißem Atlas, der vorn in erschicklicher Weise mit oben sich zuspitzenden Federn geschmückt ist, die mit schwarzen und roten Federn und Pompons abschließen.



Zu Fig. 3.

Für ein festes, junges Mädchen dürfte sich nicht leicht ein Kleid sameres und reicheres Kostüm finden als das in Fig. 3, das zur Erinnerung an den kühnen Präriejäger „Buffalo Bill“ genannt ist. Den Rock aus lichtgrünem Atlas ziirt reiche Stickerei aus Silber und heliotropfarbener Seide und ein Ueberwurf aus heliotropfarbenem Atlas mit Silber- und grüner Seidenstickerei. Glänzende Münzen umranden den Ueberwurf. Das kurze Mieder aus heliotropfarbenem Atlas ist mit tiefer Schneppe gearbeitet, reich bestickt oben mit grüner, bestickter Umrandung ab. Aus dem Mieder erhebt sich eine Bluse aus weißer Seide mit schägen Falten, die hinten von heliotropfarbenen, bestickten Sammetteilen bedeckt ist, die sich vorn mit sehr breiten, grünen, gestickten Aufschlägen umlegen. Die kurzen, heliotropfarbenen Puffärmel haben nach unten lang herabfallende Teile aus bla und grünem Atlas mit Silber- und Seidenstickerei. — Ein weicher, weißer, federgeschmückter und mit Münzen begrenzter Hut vervollständigt das Kostüm, dem auch die kleine Büchse in der Hand oder auf der Schulter der Darstellerin nicht fehlen darf. Siehe auch obenstehende Rückansicht.

Voll leuchtender Schönheit ist das die Sonne darstellende Kostüm Fig. 4. Der vordere Teil des Rockes besteht aus hellblauem, der hintere aus gelbgelbem Atlas; dieser tritt seitwärts über den letzteren mit tiefen Zacken, die den Zacken eines schürzenartigen Vorderteils mit Silberschnur angeknüpft sind. Dieser Schürzenteil ist aus goldfarbenem Atlas gebildet und mit einer Sonne aus Pailetten, Gold und Silber bestickt. Das Plimmern und Leuchten des Kostüms läßt sich im Bilde ebensowenig wiedergeben, wie man die Sonne malen kann. Die glatte Taille aus gelbem Atlas ist mit einer kleineren Sonne bestickt und mit kurzen Puffärmeln verbunden. Der Taille liegen ausgezackte Bretellen aus blauem Atlas auf, die mit Silber bestickt sind, ebenso wie der blaue Vorderteil des Rockes. Ein Hut aus gelbem Atlas mit breiter, strahlenförmiger Krempe und großer, blauer Atlaschleife vervollständigt das Kostüm.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß sämtliche Kostüme auch einzeln hergestellt werden können, ohne viel an Wirkung zu verlieren; insbesondere lassen sich die Stickereien leicht durch Goldborten, Gold- und Silberschnüre, Plättchen u. f. w. ersetzen.

Bezugquelle für die vollständigen Kostüme, sowie auch nur für einzelne Teile und Stoffe: Baruch u. Comp., Berlin, Neue Friedrichstraße 70, I.

Ball- oder Dinner-toilette mit Sortie.

(Hierzu Titelbild S. 13.)

Von grazioser Form ist die elegante Toilette auf der Titelseite unsres Blattes, zu welcher weiße Seide mit Chinablumen im Pompadourgeschmack verwendet ist. Den in Lütensalten geordneten Rock umgiebt eine oben und unten mit Kopf abschließende Tüllfrisur, und die mit auseinander tretender Schneppe gearbeitete Taille ist mit Perlen und Pailetten behaft. Ein sehr faltiges Fichu, in der Form Marie Antoinette, aus gepunktetem Seidentüll, ist mit stark gekräuselten Seidenpizzen umrandet, vorn mit einer vollen rosa Bandrossette zusammengesetzt, nach hinten geführt und am Taillenausschluß, von wo es in langen Enden auf den Rock herniederfällt, gleichfalls durch eine Bandrossette gehalten.

Das elegante „Sortie“ hat reiche Sammetmusterung auf Seidengrund und ist vorn mit schwarzen Straußfedern umrandet. Der Medizistragen ist aus größeren Federn gebildet; große, schwarze Atlaschleifen schmücken das Sortie auf den Achseln, das über leichter Watteneinlage mit durchstepptem rosa Atlas unterfüttert ist.

Bezugquelle: Paris, Brun Cailleux, 48 rue de la Victoire.

Joseph Kainz.

Nachdruck verboten.

Wer an einem Theaterabend Joseph Kainz in einer seiner Glanzrollen gesehen, wer ihn als Romeo, Don Carlos, als Ferdinand in „Kabale und Liebe“, als Hamlet, als Prinzen von Homburg, als Ernesto in Echevarras „Galeotto“, als Marcus in „Arria und Messalina“, oder in der Rolle des Königs in Grillparzers „Jüdin von Toledo“ bewundert hat, der wird noch lange im Banne dieses hinreißenden, mächtig ergreifenden Spieles bleiben — vorausgesetzt, daß der Künstler seinen „guten“ Abend hatte, d. h. nicht von einer Laune oder Mißstimmung beeinflusst war. Denn Kainz gehört zu jenen feinorganisierten, nervösen Naturen, die keinerlei Zwang vertragen und die in Stimmung sein müssen, um sich der Macht ihres Temperaments, den Aufgaben der schwierigen, komplizierten Geistesarbeit, die sie mit Vorliebe aufsuchen, ganz hingeben zu können. Sein Spiel ist frei von allen Neuzerlichkeiten — ganz Empfindung, Seele, Reflexion! Die Rollen schwärmerischer, leidenschaftlicher, jugendlicher Liebhaber; innerlich zerrüttete, nervös überreizte, schwankende Charaktere; Gestalten, die ein tiefes geistiges Durchdringen verlangen — das sind Aufgaben, die seiner Kunst und seinem Naturell liegen und in denen er Meisterhaftes, oft Unübertreffliches leistet.

Eine schlanke Gestalt, jede Bewegung geschmeidig, ein blaßes, nicht schönes, aber geistvolles, von nervöser Lebendigkeit durchzucktes Gesicht, in dem ein Paar dunkler, bald schwärmerisch blickender, bald feurig aufleuchtender Augen eine wundervoll berebete Sprache führt, eine warme, sonore Stimme, die jeder seelischen Empfindung den überzeugendsten Ausdruck leiht — so ist der Künstler in seiner äußeren Erscheinung einmal treffend charakterisiert worden. Was ihm äußerlich am Geliebten fehlt, weiß er durch seine Elastizität, durch die Leidenschaft seines Spiels und durch eine frische, feurige Lebhaftigkeit zu ersetzen, die bei dem nunmehr Achtunddreißigjährigen geradezu erstaunlich erscheint und die besonders in der Frauenwelt ein bemerkenswertes Interesse für den ewig „Jugendlichen“ hervorgerufen hat.

Namentlich als Romeo weiß Kainz durch sein Jugendfeuer zu zünden und seine Leidenschaft so elementar zu gestalten, daß die Zuschauer unwiderstehlich mit fortgerissen werden. Sein Don Carlos, eine Musterleistung, mit der er in Berlin bald nach Eröffnung des Deutschen Theaters im Herbst 1883 hervortrat, ist gleichfalls ein ganz im Banne seiner Leidenschaft



Kainz als Romeo.

Photographie J. C. Schaarwächter in Berlin.

stehender Jüngling, dem zwar die Züge knabenhafter Unreife noch anhaften, der aber durch seine glühende Rede angesichts der Leiche des Marquis Posa das Publikum aufs tiefste zu erschüttern vermag. Das gleiche stürmische Feuer verleiht Kainz dem Ferdinand in „Kabale und Liebe“. Seine psychologische Analyse und sein Reflexionsvermögen erreichen ihren Höhepunkt in den Rollen Hamlets und des Prinzen von Homburg, deren träumerisches, nervös grübelndes Wesen er ganz vorzüglich wiederzugeben weiß. Die glänzendsten Triumphe feierte er bisher in „Galeotto“, in „Arria und Messalina“ und in der „Jüdin von Toledo“, Rollen, in denen sein Talent im vollsten Umfange zur Entfaltung gelangt.

Joseph Kainz ist am 2. Januar 1858 zu Wieselburg in Ungarn geboren. Von seinem Vater, einem Eisenbahnbeamten, der das Bühnentalent seines Sohnes erkannt hatte, wurde er für den Schauspielstand bestimmt und zu seiner Ausbildung nach Wien geschickt. Dort trat er zuerst an dem kleinen Sulkowstheater auf. August Förster, der den jungen Künstler bei einem Probegastspiel sah, verpflichtete ihn für das Leipziger Stadttheater, wo er indes nur geringen Erfolg hatte und, wie er selbst schreibt, wegen seiner „affenartigen Gebärden“ als Liebhaber ausgelacht wurde. Von 1876—1879 gehörte er der Weinger Truppe an, durchzog mit ihr ganz Deutschland und errang dabei seinen ersten Erfolg in Berlin und zwar als Kosinsky in Schillers „Räubern“. Durch Postart wurde er an das Münchener Hoftheater berufen, wo er sich künstlerisch außerordentlich entwickelte und, wie bekannt, sich der besondern Gunst des verstorbenen kunstliebenden Königs Ludwig II. erfreute. 1883 wurde Kainz Mitglied des neubegründeten Deutschen Theaters in Berlin. Drei Jahre darauf verheiratete er sich hier mit der Schriftstellerin Sara Hugler, die ihm nach sechsjähriger Ehe durch den Tod entzogen wurde. 1889 geriet er mit Barnay, von dem er für das „Berliner Theater“ verpflichtet war, in einen für ihn sehr folgenschweren Konflikt: Kainz wurde durch das Schiedsgericht des Bühnenkartellvereins von allen deutschen Verbandsbühnen ausgeschlossen. Er erwarb sich eine Zeitlang durch Vorlesungen den Lebensunterhalt. Dann ging er — nach kurzem Gastspiel im Lessingtheater — nach Amerika, zahlte, von dort zurückgekehrt, an Barnay zwanzigtausend Mark Strafgeld und wurde alsdann von L'Arronge aufs neue für das Deutsche Theater gewonnen, dem er auch heute noch unter der Direktion Brahm als hervorragendste Zugkraft angehört.

Gustav Dahms.

Moderne Bildstickereien.

Nachdruck verboten.

Im Kunstgewerbemuseum zu Berlin waren im Spätherbst vorigen Jahres für kurze Zeit zwei neue, prächtige Bildstickereien ausgestellt, die Frau Henriette Mankiewicz in Dresden im Auftrage eines nordamerikanischen Museums ausgeführt hat: zwei als Wandfüllungen gedachte große Panneaux, die den Süden und den Norden darstellen und mit Beihilfe der Malerei in Seidenstickerei ausgeführt sind. Bevor die beiden Kunstwerke ihre Reise nach den Vereinigten Staaten antraten, haben wir sie photographisch aufnehmen lassen, um auch diese

herrlichen Entwürfe der Künstlerin, deren sechs große Gobelins auf der letzten Pariser Weltausstellung so berechtigtes Aufsehen machten (vergl. Jahrg. 1890, S. 16), für unsere Leserinnen im Bilde festzuhalten.

Wie bei jenen früheren sechs Panneaux, so ist auch bei den beiden neuen durch eine Verbindung von Aquarell- und Gouachemalerei mit Stickerei eine ganz wunderbare Wirkung erzielt worden. Auf weißem, mit einem englischen Fixiermittel getränktem Atlas ist die in Applikation und Plattstich bestehende Stickerei ausgeführt. Verschiedenartige Seide, Chenille, Goldfäden, Silberchnürchen, Passmenterie in Gold, dicke Seidenschnüre und dünne Kordeln bilden das Stickmaterial, das

zumeist durch Ueberfangstiche festgehalten wird. Mit seinem, künstlerischem Empfinden sind die herrlichsten Farben mit dem Pinsel und mit der Sticknadel zu vollkommener Harmonie zusammengefügt. Die Kunstwerke dürfen, um den Genuß bei ihrem Anblick nicht zu vermindern, natürlich ebensowenig, wie ein großes Delgemälde mit feinen Nadeln und Tupfen, in der Nähe gesehen werden, da sie nur auf Fernwirkung berechnet sind.

Die den Süden darstellende Landschaft ist in ihrer Farbenpracht zu einer ganz außerordentlichen Wirkung gesteigert. Von dem lichtblau bemalten Hintergrunde hebt sich die phantastische Architektur eines mit maurischer Inschrift versehenen Thores der Alhambra ab, das den größten Teil des Mittelgrundes ausfüllt. Leppiges Pflanzenwerk, Blätter, Blüten, Gerank und Palmen füllen den Vordergrund. Mit der Pracht des Thores vereint sich die fast überreiche, bunte Vegetation zu einem Ganzen von zauberischem Reiz.

Den Norden symbolisiert eine Winterlandschaft mit schneebedecktem Tannenwald, auf dem das glühende Rot des Abendhimmels ruht. An einem Baumast hängt ein mit Perlen und farbigen Edelsteinen geschmücktes goldenes Diadem, das von zwei Raben sorglich behütet und gegen zwei Schwäne, die auf dem nahe gelegenen Gewässer herumschwimmen, verteidigt wird. Das Ganze trägt den echten Märchencharakter und giebt die schwermütige Winterstimmung in ergreifender Weise wieder.

Die beiden neuen Bildstickereien der Künstlerin, im Atelier ihrer Villa zu Gmünd bei Wien geschaffen, gemahnen in ihrer Farbenpracht an die Schöpfungen Makarts, der ja auch, wie wir in ihrer unlängst erschienenen Biographie erwähnten (Jahrgang 1895, S. 136), der Lehrer von Henriette Mankiewicz gewesen ist. Die neuen Bildstickereien sind Zeugen von bewundernswerter Kunstfertigkeit und von geradezu erstaunlichem Fleiß; sie übertreffen an Feinheit der Ausführung und an Schönheit der Wirkung noch die früheren Leistungen der Künstlerin und stellen zweifellos den Höhepunkt dar, den diese kunstgewerblich noch wenig angewandte und doch so zukunftsreiche Technik bisher erreicht hat.

G. D.



Süden.



Norden.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuscripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

➔ Hierzu koloriertes Stahlstich-Maskenbild „Januar“ und Seite 21—24. ➔